
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Januar 1/2008

Aus dem Inhalt

Alois Jansen
Gott schaut uns gütig an 1

Bernhard Sill
Die Wirklichkeit der Worte 3

Manfred Körber
Alles wie gehabt? 7

Elmar Struck
Illusionen über Kinder, Karriere und Zukunft 12

Philipp Müller
Humor in der Predigt? 18

Antoine C. C. Ndayango
Weltkirche in Deutschland 22

Literaturdienst: 30

Mirjam Schambeck: Mystagogisches Lernen
Klaus-Peter Vosen: Ein Himmel voller Heiliger

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |
Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-Schröffer-Str. 24, 85072
Eichstätt | Dr. Manfred Körber, Klosterplatz 7, 52062
Aachen | Dr. Elmar Struck, Am Neutor 2, 53113 Bonn |
Dr. Philipp Müller, Hauptstr. 42, 79104 Freiburg |
Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango, Aschaffener-
burgerstr. 43, 40599 Düsseldorf

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642–7002 od. –7001,
Fax (0221) 1642–7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Beiträge sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

Gott schaut uns gütig an

„Allmächtiger Gott, wir bitten dich, schau uns gütig an.“

Am Anfang der Meditationen im Pastoralblatt für das neue Jahr 2008 steht der erste Satz eines Gebetes, dessen Herkunft mir nicht mehr bekannt ist, das mich aber seit Jahren begleitet hat.

Für die Meditationen der folgenden Ausgaben des Pastoralblattes im neuen Jahr wähle ich jeweils ein „Tagesgebet zur Auswahl“, wie sie im Missale angegeben sind.

Nun also zu dieser kurzen – nach meiner Ansicht sehr inhaltsreichen – Bitte am Anfang des neuen Jahres.

Die Bitte dieses Gebetes klingt mir immer wieder in den Ohren: „Allmächtiger Gott, wir bitten dich, schau uns gütig an“.

Beim Beten und Meditieren dieses Satzes fiel mir dann zweierlei auf:

1. Es ist doch eine Tatsache, dass Gott uns gütig anschaut, und:
2. Warum also sollen wir ihn dann noch darum bitten, dass er uns gütig anschaut? Zum Ersten: Es ist eine Tatsache, es ist doch Wirklichkeit, dass Gott uns gütig anschaut. Es ist eine beglückende Wirklichkeit. Wenn wir daran denken, dann ändert sich etwas in uns.

Wir machen doch folgende Erfahrung: Menschen schauen uns gütig an. Wenn jemand uns gütig anschaut, nicht böse, nicht abweisend, sondern gütig, dann ändert sich etwas in uns, dann fühlen wir uns wohl, dann beglückt uns das. Jemand schaut uns gütig an. Dann fühlen wir uns gleich zu Hause.

Gott schaut uns gütig an. Aus diesem Bewusstsein, aus diesem Glauben haben Menschen immer wieder die Nähe Gottes gesucht.

In diesem Glauben, dass Gott uns gütig anschaut, finden Menschen in Gott letztlich Halt für ihr Leben.

Ich weiß, dass Jugendliche, die gar keine Beziehung mehr zu Gemeinde, Kirche und Gottesdienst haben, so sprechen können: Gott ist der, der mir in meinem Leben Halt gibt.

Es gibt Menschen, die sagen: Dass Gott mich gütig anschaut, das erfahre ich, wenn ich Menschen habe, die ich liebe, denen ich ganz vertrauen kann.

Andere, die vielleicht einen lieben Menschen durch den Tod verloren haben, könnten sagen: Auch in meiner Trauer verliere ich nicht den Glauben an einen gütigen Gott. Letztlich finde ich Trost in meinem Glauben an ein ewiges Leben und an die Auferstehung.

Das ist also das eine, was mir im Glauben gewiss ist: Gott schaut mich gütig an.

Nun der zweite, kurze Gedanke: wenn es also Wirklichkeit ist, dass Gott uns gütig anschaut, dass er der gütige Gott ist, warum dann noch darum beten, warum diesen Satz sprechen: „Allmächtiger Gott, wir bitten dich, schau uns gütig an.“?

Weil *mir dann* immer wieder diese beglückende Tatsache neu bewusst wird. Weil sich dann unser Leben immer von neuem ändert in dem Bewusstsein, dass da einer ist, der uns gütig anschaut.

Eigentlich ist das ein Gebet, das uns den ganzen Tag und das ganze Leben begleiten kann: Gott, du schaust mich gütig an. Lass mich dauernd in dieser Gewissheit leben.

Die Gemeinschaft mit Gott und die Erfahrung seiner Nähe ist für uns Menschen lebensspendend.

Lebensspendend ist für uns die Glaubensgewissheit, dass wir den Gott, der uns götig anschaut, in Jesus Christus, dem Sohn, dem menschengewordenen Gott erfahren. In seinem Leben wird deutlich, dass er die Menschen, die zu ihm kamen, götig anschaut.

Ich denke da an die Heilung des blinden Bartimäus durch Jesus. Mit Sicherheit hat Jesus den Blinden götig angeschaut. Er hat ihn geheilt, ihm die wunderbare Möglichkeit gegeben, wieder sehen zu können. Und es heißt schließlich von dem Blinden, der wieder sehen konnte: Er kam zum Glauben an Jesus, den Messias, den Gottessohn.

Jesu Umgang mit den Menschen war von einer bezwingenden Ursprünglichkeit, Wahrhaftigkeit und Güte. Davon zeugt die Begegnung mit der Sünderin, die ihm die Füße salbt und der er ihre Sünden in Güte und Barmherzigkeit verzeiht.

Auch die Menschen, die sich von Gott entfernt haben, erfahren den Gott, der sie götig anschaut, wenn sie sich wieder auf den Weg zu ihm machen. Das schönste Beispiel dafür ist das Gleichnis vom barmherzigen Vater. Als der Sohn, der weg ging und nach langen Irrwegen wieder zurück kommt, breitet der Vater die Arme aus und heißt ihn willkommen. Er schaut den Sohn, den er nie vergessen hat, voll Güte an und feiert ein Fest.

Keiner ist so verloren, dass Gott ihn nicht götig anschaut.

Gott schaut uns in Jesus immer von neuem götig an und schenkt Licht und Heil und Liebe.

Dieser Gott, der uns in Jesus götig anschaut, möge uns durch das neue Jahr begleiten und geleiten. Er lasse sein Angesicht über uns leuchten und sei uns gnädig. Er wende uns sein Angesicht zu und gewähre uns Heil.

Liebe Leserinnen und Leser,

das neue Jahr beginnt lyrisch. Ein Gedicht von Hilde Domin ist dem Eichstätter Moraltheologen **Prof. Dr. Bernhard Sill** Anlass, über die Wirksamkeit von Worten und die Kunst, ein wirklich gutes Wort zu finden, nachzudenken – zugleich eine Charakterstudie, die den Abstand zwischen „Gottesprotz“ (E. Canetti) und dem „Gottesknecht“ ausleuchtet.

Es folgt eine Auswertung der letztjährigen Aachener Heiligtumsfahrt durch **Dr. Manfred Körber**, Abteilungsleiter in der Hauptabteilung Seelsorge des Generalvikariats Aachen. Sie würdigt das Gute, nimmt aber auch kritisch in den Blick, wo Neuland zu betreten wäre und gibt damit Impulse für vergleichbare Bistums-„Events“.

Dem in aller Munde befindlichen Thema der außerfamiliären Kinderbetreuung widmet sich der Leiter der Bonner Katholischen Familienberatungsstelle, **Dr. Elmar Struck** – ein vielfach vorgebrachte Argumente als Scheinargumente desillusionierender Beitrag, der fürs „Mitreden“ auf den Stand der Dinge bringt.

Dr. Philipp Müller aus Freiburg, Privatdozent für Pastoraltheologie und Homiletik an der Universität Freiburg i. Br. und priesterlicher Mitarbeiter in der Seelsorgeeinheit Freiburg-Nord, denkt, angeregt durch Erfahrungen aus Amerika, über die Rolle des Humors in der Predigt nach – eine Frage, die nicht nur zur Karnevalszeit relevant ist.

Dr. Antoine C. C. Ndayango, aus dem Kongo stammend und z.Zt. als Pfarrvikar in St. Antonius und Elisabeth in Düsseldorf tätig, beschließt das erste Heft des Jahres 2008 mit einem weltkirchlichen Beitrag: ein Plädoyer für eine Hoffnung stiftende Sicht auf Afrika, die der Autor in den einschlägigen Äußerungen Benedikt XVI. entdeckt.

Ihnen allen Gottes Segen für 2008 und herzliche Grüße

Ihr



Gunther Fleischer

Die Wirklichkeit der Worte

„Wirklich ... ist, was wirkt“
Carl Gustav Jung

*Das eigene Wort,
wer holt es zurück,
das lebendige
eben noch ungesprochene
Wort?*

*Wo das Wort vorbeifliegt
verdorren die Gräser,
werden die Blätter gelb,
fällt Schnee.*

*Ein Vogel käme dir wieder.
Nicht dein Wort,
das eben noch ungesagte,
in deinem Mund.*

*Du schickst andere Worte
hinterdrein,
Worte mit bunten, weichen Federn.
Das Wort ist schneller,
das schwarze Wort.
Es kommt immer an,
es hört nicht auf, an-
zukommen.*

*Lieber ein Messer als ein Wort.
Ein Messer kann stumpf sein.
Ein Messer trifft oft
am Herzen vorbei.
Nicht das Wort.*

*Am Ende ist das Wort,
immer
am Ende
das Wort.*

Hilde Domin, „Unaufhaltsam“. Aus:
dies., Gesammelte Gedichte. © S.Fischer
Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1987

Das sind die Worte eines Gedichts aus der Feder der am 22. Februar 2006 im Alter von 96 Jahren verstorbenen Dichterin Hilde Domin. „Unaufhaltsam“ lautet der Titel, den die Dichterin diesem Gedicht gegeben hat, das sie am 31. März 1959 im Tessin schrieb und das sie im Jahre 1962 dann im S. Fischer Verlag Frankfurt am Main neben einigen weiteren Gedichten in ihrem Gedichtband „Rückkehr der Schiffe“ abdrucken ließ.¹

Mit einigem Recht heißt es ja, dass Dichtung Wirklichkeit verdichtet. Verdichtete Wirklichkeit – und zwar die des Wortes – scheint ohne Zweifel auf in diesem Gedicht. Denn was tut die Meisterin des Wortes, die Hilde Domin ganz gewiss war, eigentlich, wenn sie so dichtet, wie sie da dichtet? Sie bedenkt die ungeheuerliche Macht des Wortes, das – einmal gesagt – (s)eine unaufhaltsame Wirkung – eine unter Umständen lebensgefährliche – entfaltet.

Ganz bewusst spricht das Gedicht davon, dass es das gibt: das „schwarze Wort“ als scharfes, immer das Herz des Menschen treffendes, tötendes Messer, und es vergisst auch nicht zu erwähnen, dass ein später nachgereichtes zweites gutes Wort das erste böse Wort nicht ein- und überholen kann, da dieses immer „schneller“ sein Ziel erreicht.

Wenn es so ist, wie die „Logik“ des Gedichts es nahe legt, dass Worte, wenn sie erst einmal gesagt sind, „unaufhaltsam“ ihre dann eben unbeeinflussbare Wirkung tun, da wir sie nicht zurückholen können, dann steht da als Weißes zwischen den Worten und Zeilen doch deutlich zu lesen: „Mensch, bedenke Deine Worte, ehe Du sie sagst, und prüfe, dass sie auf gar keinen Fall die Farbe ‚schwarz‘ haben! Wisse, was du sagst, und habe auch ein Wort-Gewissen!“

Der Gebrauch des Wortes Gottes als Gewissens- und Charakterfrage

Jemand, der sich wie Hilde Domin wieder und wieder für einen gewissenhaften Wortgebrauch eingesetzt hat, ist der 1905 in Bul-

garien geborene und 1994 in der Schweiz gestorbene Schriftsteller deutscher Sprache Elias Canetti gewesen. „Das Gewissen der Worte“ – so hat er eine Sammlung seiner Essays aus den Jahren 1962–1974 betitelt, die dann im Jahre 1975 im Carl Hanser Verlag, München-Wien, erschien.² Dass es unerlässlich ist, sich ein Gewissen daraus zu machen, dass der eigene Wortgebrauch, der eigene Umgang mit dem Wort tatsächlich ein guter sei, gerade auch das ist bei der Lektüre dieser Essays zu lernen.

Und wer das 1974 erschienene Buch „Der Ohrenzeuge“, des 1972 mit dem Georg-Büchner-Preis, 1975 mit dem Nelly-Sachs-Preis, 1977 mit dem Gottfried-Keller-Preis und 1981 dann mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichneten Schriftstellers, liest, erfährt ferner, dass der Umgang mit dem Wort neben der Tatsache, eine Gewissensfrage zu sein, wohl auch eine Charakterfrage ist. „Fünzig Charaktere“ lautet entsprechend der Untertitel des Buches, denn eben so viele Charaktere, auf eine ganz typische Weise mit dem Wort umzugehen, glaubt Elias Canetti bestimmen und beschreiben zu können.³

Einer dieser Charaktere, die es mit dem Wort – auch mit dem Wort Gottes – zu tun haben, ist der von ihm so genannte „Gottesprotz“⁴. Über ihn schreibt er:

Der Gottesprotz muß sich nie fragen, was richtig ist, er schlägt es nach im Buch der Bücher. Da findet er alles, was er braucht. Da hat er eine Rückenstütze. Da lehnt er sich beflissen und kräftig an. Was immer er unternehmen will, Gott unterschreibt es.

Er findet Sätze, die er braucht, er fände sie im Schläfe. (...) Er überschlägt, was ihm nicht von Nutzen ist und bleibt an einem unbestreitbaren Satze hängen. Den nimmt er für ewige Zeiten in sich auf, bis er mit seiner Hilfe erreicht hat, was er wollte.⁵

So hält es der „Gottesprotz“ mit dem Wort – mit dem Wort Gottes, wie es die Bibel

bezeugt. Es hat ihm zu dienen; wofür, bestimmt er. Mal braucht er es als nachträglich bestätigenden und bekräftigenden Beleg für das, was er selbst ohnehin längst für richtig hält; mal braucht er es als Stütze und Lehne für seine eigenen wackeligen Standpunkte; mal braucht er es als Nachschlagewerk für ihm lieb gewordene unabänderliche und unveränderliche Wahrheiten; mal braucht er es als schlagkräftige Waffe im Kampf um die Durchsetzung seiner als unbedingt passend empfundenen Antworten auf alle Fragen der Welt.

Elias Canetti lässt keinen Zweifel daran, dass der „Gottesprotz“ ein problematischer Charakter ist, der unbedingt früher oder später lernen muss, dass sein gottesprotziges Wortgehabe bzw. Wortgetue weder bei Gott noch beim Menschen Gefallen finden wird und so er sich damit selbst auch keinen Gefallen tut.

Treffende und betreffende Worte

Eine Rede, die Gott und Mensch einen Gefallen tut und darum dem Himmel und der Erde gefallen dürfte, muss jede Fehlhaltung und Fehlhandlung vermeiden, das Wort der Heiligen Schrift als Wort Gottes protzig zu Wort kommen zu lassen. Denn so geht es nicht. Doch wie geht es dann? Vielleicht so, wie es der 1930 im schlesischen Gleiwitz geborene und 1990 in München gestorbene Schriftsteller Horst Bienek in seiner Rede „Paulus an die Korinther, an uns und an mich“ beschrieb, die er im Jahre 1983 bei der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vortrug.⁶

„Ich sage es gleich: ich bin kein Bibelleser. Jedenfalls keiner, der regelmäßig die Bibel zur Hand nimmt.“⁷ bekannte er damals. Doch dann erzählte er eine bemerkenswerte Begebenheit aus seinem Leben. Er sei „an einem Novemberabend 1951 in Ostberlin verhaftet“⁸ worden, ohne zu wissen warum, und dann „in einem geheimen Prozeß von einem sowjetischen Militär-Tribunal zu 25

Jahren Zwangsarbeit verurteilt“⁹ worden, und zwar im sibirischen Straflager Workuta, einem „der berüchtigsten Gebiete im Archipel Gulag“¹⁰. Im dortigen Schacht 29 habe es keine Bücher gegeben – auch nicht das Buch der Bücher –, doch den Pfarrer Mikas habe es gegeben. Und über diesen Gottesmann, der wahrlich kein „Gottesprotz“ war, berichtete Horst Bienek damals dann wörtlich so:

Die Schergen hatten ihm alles abgenommen, auch die Heilige Schrift. Pfarrer Mikas aber hatte eine Reihe von Bibeltexten auswendig gelernt, und wir waren überrascht, wie viele er im Kopf hatte, und das in reinstem Lutherdeutsch. Denn er war Pfarrer in einem Gebiet gewesen, das von Deutschen bewohnt war. Und ich erinnere mich noch genau, wie er aus dem Zweiten Brief des Apostels Paulus an die Korinther vorgetragen hatte, in dem den Unterdrückten Trost verheißen wird, den Leidenden Sieg, den Gefangenen Freiheit, den Sterbenden Triumph. Ich hörte dem Pfarrer zu, ich lag an seinen Lippen, ich verzehrte wie Manna jedes Wort, jeden Satz.

(...) Ich lauschte verzückt, ja, so war es, den klaren, sprachmächtigen Sätzen in aller Bildhaftigkeit: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um ...“

Das war meine Hoffnung, die Hoffnung von Tausenden.¹¹

Was geschah damals im Archipel Gulag? Es geschah etwas Großartiges: Ein Text der Heiligen Schrift wurde für die gefangen gehaltenen Menschen tatsächlich zu einem heiligen Text, sprach er doch genau in ihre Lebenssituation hinein Worte einer frohen Botschaft, die einem Gefangenen wie Horst Bienek – und nicht nur ihm – die Kraft zum Weiterleben schenkten und letztlich so das Überleben gestatteten. Ermöglicht hatte das

ein Pfarrer, der es offensichtlich verstand, Worte der Heiligen Schrift als buchstäblich Leben spendende Worte aus (s)einem guten Gedächtnis zu Gehör zu bringen. Gottes Wort wurde so (zu) Brot, (zu) Lebensbrot, davon sich zehren ließ in schwerer Zeit.

Die biblischen Worte, die dieser Pfarrer damals seinen Mitgefangenen als auswendig gelernte Worte – auswendig lernen heißt auf englisch bekanntlich to learn by heart – von Herzen zu Herzen weitersagen konnte, waren für diese Worte wie Brot, und sie waren für sie auch Worte wie Licht. Doch warum gerade auch das? Der Frage beizukommen, kann vielleicht ein Satz helfen, den der allseits bekannte amerikanische Schriftsteller Mark Twain (1835–1910) einmal zum Besten gegeben haben soll. Der Satz lautet: „Der Unterschied zwischen einem Wort, das trifft, und einem Wort, das nur ungefähr trifft, ist so groß wie der zwischen einem Blitz und einem Glühwürmchen.“

Treffsicher wusste jener Pfarrer, welches biblische Wort der Schrift sich (vor)trefflich eignen würde, es als ein die Situation aller Lagerhäftlinge treffendes und darum sie alle auch betreffendes Wort wörtlich zu Gehör zu bringen, und so wählte er aus dem zweiten Brief des Apostels Paulus an die Korinther die Verse 8 und 9 aus Kapitel 4 und brachte die dort ausgesprochene(n) Hoffnung(en) in dem ihm lieb gewordenen Luther-Deutsch zu Gehör.

„Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um ...“

Horst Bienek bezeugte gut und gern noch Jahre später, dass es eben diese Worte damals gewesen waren, die sein und nicht nur sein dunkles Gemüt „blitzartig“ zu erhellen vermochten. Gottes Wort erwies sich damals wirklich als ein Wort wie „Licht“.

Gott als Ohr-Wecker

Worte, die wie Brot, Worte, die wie Licht waren, die wusste der von Horst Bienek so bewunderte Pfarrer zu verkünden, und von allen, deren Ohr sie erreichten, wurden sie als aufrichtige und aufrichtende Worte empfunden. Und jener Lager-Pfarrer war sich selbst wohl ganz sicher, dass einzig der das Wort Gottes (aufrichtig verkündet, der es als (ein) aufrichtendes Wort verkündet. Und wer einen biblischen Beleg dafür sucht, wird ihn früher oder später im Buch Jesaja entdecken. Denn in Kapitel 50, Verse 4 und 5 heißt es dort:

⁴ Gott, der Herr, gab mir die Zunge eines Jüngers, / damit ich verstehe, die Müden zu stärken durch ein aufmunterndes Wort.

Jeden Morgen weckt er mein Ohr, damit ich auf ihn höre wie ein Jünger.

⁵ Gott, der Herr, hat mir das Ohr geöffnet. / Ich aber wehrte mich nicht / und wich nicht zurück.

Lohnend ist die Lektüre der beiden Verse aus dem dritten Lied vom Gottesknecht (Jes 50,4–9) vor allen Dingen deshalb, weil dort die Frage beantwortet wird, woher denn jemand eigentlich die Fähigkeit hat, aufmunternde, aufrichtende Worte zu sagen. Der Text lässt keinen Zweifel daran, dass dies eine Fähigkeit ist, die – überraschend genug – ganz elementar etwas damit zu tun hat, dass Er, Gott, dem, dem er „die Zunge“, aufmunternde, aufrichtende Worte zu sagen, verliehen hat, Morgen für Morgen erst einmal das Ohr weckt.

Gott als Wecker – ein Gottesbild, das tatsächlich aus dem Rahmen fällt und doch ungemein stimmig ist. Besagen will es wohl dieses: Wem es gelingen soll, Gottes Wort so zu verkündigen, dass es tatsächlich als aufmunterndes, aufrichtendes Wort gehört wird, der muss bei alledem selbst ein Gott-hörender, ein auf Gott hörender Mensch (geworden) sein. Er muss – unbedingt – „ganz Ohr“ sein wollen für das, was Gott (ihm) zu sagen hat, und damit er das dann auch wirklich ist,

betätigt sich Gott selbst jeden Morgen als Wecker (noch) schlafender Ohren.

Gott will, dass diejenigen, die sein Wort verkünden, aufgeweckte Menschen sind, die Ohren haben zu hören und mit aufgeweckten Ohren durchs Leben gehen, damit sie unter den vielen Stimmen des Tages Seine Stimme nicht überhören. Und darum weckt Er Morgen für Morgen eben auch das Ohr. Gottes Sache ist es, das Ohr des Menschen zu wecken; des Menschen Sache ist es, dieses Handeln Gottes zuzulassen, es geschehen zu lassen und sich ihm nicht zu entziehen zu suchen.

Die Fähigkeit, den Menschen, wann und wo sie sie brauchen, aufmunternde, aufrichtende Worte zu sagen, ist – der Sicht dieser Stelle aus dem Jesaja-Buch nach – nicht das Ergebnis eines erfolgreich besuchten Rhetorik-Seminars; das eben gerade nicht. Diese Fähigkeit wächst einem Menschen nicht beim Reden zu, sie wächst ihm beim Hören zu – und das in dem Maße, als er bereit ist, seine Ohren von Gott für Gott, Seine Stimme und Sein Wort aufwecken zu lassen. Zum „Hörer des Wortes“ (Karl Rahner) geworden, kann er dann zum Verkünder des Wortes Gottes werden, der wirklich in der Lage ist, Gottes Wort als aufmunterndes, aufrichtendes Wort zu Gehör zu bringen.

Diese – gute – Macht sollten Worte stets haben: dass sie Menschen aufmuntern, aufrichten, wenn sie müde – gelegentlich vielleicht oder bestimmt auch einmal lebensmüde – geworden sind. Und Menschen aufmunternde, aufrichtende Worte zu sagen, ist ein menschenfreundlicher Dienst.

Die gute Gabe des Wortes

„Eure Worte seien immer freundlich, doch mit Salz gewürzt ...“ – so sagt es der Kolosserbrief Kapitel 4, Vers 6. Eine gewisse Wahlverwandtschaft dazu haben die Zeilen, die in der Benediktus-Regel in Kapitel 31, das über „Die Eigenschaften des Cellerars des Klosters“ handelt, zu lesen sind. Sie lauten:

¹³ Vor allem muss er [der Cellerar] demütig sein, kann er einem Bruder nichts geben, dann gebe er ihm wenigstens ein freundliches Wort. ¹⁴ Es steht ja geschrieben: Ein freundliches Wort geht über die beste Gabe.¹²

Gute Worte vermag nicht nur ein Cellerar zu geben: (Ein) Geber der Gabe guter Worte, vermag jeder Mensch zu sein. Wenn es noch dazu Worte sind, die so „mit Salz gewürzt“ sind, dass die, die sie hören, „Geschmack“ an Gott und Seiner Sache bekommen, sind es ganz bestimmt Worte, die aufhören und aufleben lassen.

Wer würde nicht sein Wort darauf geben?!

Anmerkungen:

- ¹ Hilde Domin: Unaufhaltsam, in: Dies.: Rückkehr der Schiffe, Frankfurt am Main 1962, 19–20. In der ersten Fassung hatte das Gedicht den Titel: „Unaufhaltsamer Flug“.
- ² Elias Canetti: Das Gewissen der Worte. Essays, München – Wien 1975 [2., erweiterte Auflage 1976].
- ³ Elias Canetti: Der Ohrenzeuge. Fünfzig Charaktere (Fischer Taschenbuch), Frankfurt am Main 1983.
- ⁴ „Der Gottesprotz“, a.a.O. 77–78.
- ⁵ AaO. 77.
- ⁶ Horst Bienek: Paulus an die Korinther, an uns und an mich, in: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung – Jahrbuch 1983, II. Lieferung, Heidelberg 1984, 108–112.
- ⁷ AaO. 108.
- ⁸ AaO. 110.
- ⁹ Ebd.
- ¹⁰ Ebd.
- ¹¹ AaO. 111.
- ¹² P. Basilius Steidle OSB (Hrsg): Die Benediktus-Regel. Lateinisch-Deutsch. Beuron 1980, 121.

Manfred Körber

Alles wie gehabt?

Die Aachener Heiligtumsfahrt 2007

Das Ereignis

Alle sieben Jahre findet die Aachener Heiligtumsfahrt statt, im vergangenen Jahr war dies vom 1. bis 10. Juni. Diese Tradition geht zurück auf das Jahr 1239, den Siebenjahresrhythmus kennt man seit 1349. Im Mittelalter war diese Wallfahrt so bedeutend wie die Pilgerfahrten nach Rom, Jerusalem oder Santiago de Compostella. Im Mittelpunkt der Aachener Heiligtumsfahrt steht die Verehrung von vier textilen Reliquien: dem Kleid Mariens, den Windeln Jesu, dem Enthauptungstuch Johannes des Täufers und dem Lendentuch Jesu. Karl der Große hat die von ihm erbaute Kirche, den Aachener Dom, mit diesem Reliquienschatz ausgestattet. Er erlangte im Mittelalter wohl deswegen eine besondere Bedeutung, da zu dieser Zeit die Überzeugung bestand, dass Gewänder und Gewandteile etwas über das Leben derjenigen, die sie getragen haben bzw. damit in Berührung gekommen sind, auszusagen vermochten. Es waren aber auch soziale und politische Ereignisse, wie z.B. die Pest und politische Interessen, die zur Bedeutung der Wallfahrt beigetragen haben.

Beobachtern des Geschehens rund um die Heiligtumsfahrt 2007 bot sich das Bild eines Aufflackerns volksreligiöser Elemente vergangener Zeiten. Vieles in der Stadt mutete nostalgisch an. Scharen von Menschen zogen zu den zentralen Pilgertagesdiensten auf den Katschhof, einem zentralen Platz zwischen Dom und Rathaus; Glockengeläut und Bläsesätze lagen eine Woche lang über der Aachener Innenstadt; lange Schlangen bildeten sich am Eingang zum Dom, wo die Pilger warteten um an den Heiligtümern vorbeizuziehen; kirchliche Würdenträger, internationale Gäste und Pilgergruppen fand

man an jeder Straßenecke; es gab Fahnenumzüge der katholischen Verbände. Die Tagespresse titelte: Ein bisschen Rom ist auch in Aachen.

„Kommt und ihr werdet sehen“, so lautete das Motto der diesjährigen Wallfahrt. Was gab es zu sehen? Eine die Tradition pflegende Wallfahrtsregie mit einem klar strukturierten Pilgertag und einer über Jahrzehnte kaum veränderten Liturgie. Womöglich auch Elemente eines Glaubensfestes, des Zusammentreffens mit Gleichgesinnten und einer katholischen Präsenz im städtischen Raum. Die Frage dürfte letztlich schwer zu beantworten sein und doch stellt sie sich nach jeder Heiligtumsfahrt wieder. Gerade, weil sich die Pilger einreihen in die Schar all jener, die durch Jahrhunderte hindurch auf dem Weg nach Aachen eine greifbare Hilfe für den Weg ihres Lebens gefunden haben, gerade weil es ihnen heute nicht um die Wiederbeatmung von Folklore und Volksreligion, sondern um die Bestärkung des Glaubens für ihr Leben geht, bleibt die Frage ein Stachel im Fleisch.

Förderliche Trends

Mit über 90.000 Pilgern wurde die diesjährige Heiligtumsfahrt, auch hinsichtlich der Teilnahmehzahl, wieder ein bedeutendes Ereignis. Dabei gaben sich die Organisatoren, das Aachener Domkapitel, zu Beginn der Planungen recht skeptisch. Sehr spät begann man mit den Vorbereitungen und lange war unklar, ob überhaupt eine Altarinsel auf dem Katschhof geschaffen werden sollte. Die Auswirkungen der tief greifenden Finanz- und Vertrauenskrise im Bistum nach 2004 ließen Fragen aufkommen, ob die Wallfahrt eine gute Resonanz finden würde und ob man sich mit den Pilgertagesdiensten überhaupt in den öffentlichen Raum begeben sollte. Auch war die Teilnahme bei der Heiligtumsfahrt 2000 recht gering und die Atmosphäre war damals nicht so, dass man mutig ans Werk gehen konnte. Insbesondere bei den Pilgertagesdiensten auf dem

Katschhof blieben damals viele Reihen leer und es gab einigen Zwist um modernere Elemente rund um das Geschehen. Nicht so in 2007. Neben dem guten Wetter war dies wohl auf drei gegenwärtige Gesamttrends zurückzuführen.

(1) Pilgern ist in

Hape Kerkelings Erfahrungen auf dem Weg nach Santiago des Compostella sind in aller Munde. Sein Buch „Ich bin dann mal weg“ lieferte eine Fundgrube für Assoziationen im Zusammenhang mit der Aachener Heiligtumsfahrt in Pfarrbriefen, den Medien sowie der Kirchenpresse. Kerkelings Bestseller gründet auf einem Trend, den in den 1980er Jahren niemand zu prognostizieren gewagt hätte: Wallfahrten erleben einen Boom. Schlaglichtartig kann dies an den Zahlen der Wallfahrt nach Santiago de Compostella verdeutlicht werden: Waren es 1989 gerade einmal 3268 Pilger, so hatte sich die Zahl bereits fünf Jahre später verfünffacht und 2004 waren es fast 180.000. Wallfahrten sind damals wie heute Teil einer spezifischen Laienspiritualität. Das volk-kirchliche Geschehen hat sich für neue Zielgruppen als wandlungsfähig und damit als attraktiv erwiesen. In der systematisch-theologischen Reflexion ist dieser Vorgang allerdings immer noch ein unterentwickelter Bereich. Dabei ist evident, dass Wallfahrten zu einem privilegierten Ort der Glaubenspraxis geworden sind. Existenzvollzug und liturgischer Vollzug fallen in eins; sich erleben und Gottsuche haben hier nichts Befremdliches; Schöpfungserleben und Ganzheitlichkeit sind tragende Momente. Damit sind moderne Attribute umschrieben, die Wallfahrten angesichts der Individualisierung des Glaubenslebens, auch als Gruppenerlebnis, interessant machen.

(2) Religion kehrt wieder

In diesem Zusammenhang melden stark entkirchlichte Länder in Europa, wie z.B. die Niederlande, ein wachsendes Interesse an Wallfahrten als öffentlichem Ausdruck

des Glaubens. Christen gehen wieder hinaus auf die „Agora“, auf Straßen und Plätze, um ihrem Glauben Ausdruck zu geben. Gab es in der Religionssoziologie noch bis vor kurzem einen Konsens darüber, dass ein Rückgang der Religion bzw. doch zumindest ihr Rückzug ins Private ein unumkehrbares Ergebnis aller gesellschaftlichen Modernisierung sei, so haben weltweit feststellbare Tendenzen diese Gewissheit neuerdings in Frage gestellt. Die Ereignisse vom 11. September 2001 scheinen hier einen letzten Anstoß zum Umbau von Wahrnehmungs- und Denkmustern geliefert zu haben. In vielen entkirchlichten Ländern Europas findet der Disput über das Christentum und seine religiösen Praktiken sowie seine Bedeutung für die gesellschaftlichen Wertedebatten einen neuen öffentlichen Widerhall. Wer pilgert, bekennt sich, er nimmt eine religiöse Positionierung vor. An die Stelle von Skepsis für ein öffentliches Bekenntnis ist ein wiedererwachendes christliches Selbstbewusstsein getreten.

(3) Neuentdeckung der Ortskirche

Dabei ist die Situation in den Pfarrgemeinden alles andere als beruhigend selbstbewusst. Seit den 90er Jahren sinkt die Vitalität der Gemeindekirche. Diese wurde von der Konzilsgeneration getragen, die heute im Durchschnitt 60 Jahre ist. Sie hat die Gemeindeskultur stark geprägt und durch ihr Handeln auch andere Entwicklungsmöglichkeiten verworfen. Nicht nur durch die aktuelle Finanz- und Personalkrise der Kirche und daraus resultierende Strukturmaßnahmen stehen die Pfarrgemeinden heute vor der Herausforderung, sich ein spezifisches Profil zu geben. Den unterschiedlichen Lebensverhältnissen der Menschen in der Postmoderne entsprechen auch unterschiedliche Gemeindesituationen. Es verändert sich auch das Verhältnis zwischen Bistum und Gemeinden. Die Bistumsebene wird zu einem Erfahrungsraum, in dem das Gesamt der Kirche, über alle Spezialisierung vor Ort hinaus, erlebbar wird.

Halbherzige Akzente

Diese Trends haben ungeplant mit zum Erfolg der diesjährigen Aachener Heiligtumsfahrt beigetragen. Die Organisatoren haben allerdings nur halbherzig die Trends aufgegriffen. Das die katholische Kirche aktuell besonders kennzeichnende Lavieren zwischen Bewahren und Verändern war auch bei dem traditionsreichen Ereignis Heiligtumsfahrt spürbar.

Natürlich setzten die eigens konzipierten Wallfahrtstage für Kinder, Ehejubiläum, Schulen, in Verbänden engagierte Katholiken und Menschen mit Behinderung klare Akzente. In allen Kirchen der Aachener Innenstadt gab es Konzerte. Bei einer Nacht der Jugend durchwachten fast 1000 Jugendliche nach einem Openair-Konzert und Kerzengang eine Nacht im Dom. Es gab einen ökumenischen Taufgedächtnisgottesdienst. Das Aachener Hilfswerk misereor bot eine Modenschau dar und unterschiedliche Musik- und Kulturgruppen fanden bei Themenabenden ihr Publikum vor der Veranstaltungsbühne „Im Hof“. Die Citykirche lud mit einem großen Steinlabyrinth zum Begehen eines spirituellen Symbols ein, eine Tuchinstallation in der Kirche St. Jakob verwandelte den Kirchenraum in ein Anbetungszelt und mit der Ausstellung „Himmelskönigin“ der Künstlerin Sybille Hermanns schuf die Frauenseelsorge eine zeitgemäße spirituelle Annäherung an die Marienfrömmigkeit.

Eine solche Vielfalt an Zielgruppenangeboten und ein so buntes Rahmenprogramm waren neu bei der Aachener Heiligtumsfahrt. Sie haben das Ereignis in 2007 geprägt. Und doch war es nur ein halbherziger Aufbruch. Potenziale blieben ungenutzt. Dazu einige kritische, in die Zukunft weisende Gedanken:

(1) Es gab zu viele unverbundene Elemente. Das Nebeneinander von traditionell strukturiertem Ablauf eines Wallfahrtstages und der Einladung bestimmter Zielgruppen kann auf Zukunft nicht befriedigen. Müssten sich die Gruppen nicht in einer für sie und

von ihnen einladend gestalteten Liturgie wieder finden können? Müssten nicht eigene Zugänge der Gruppen zur Verehrung der Heiligtümer ermöglicht werden? Es waren die Zielgruppen (Kinder, Schüler, Menschen mit Behinderung), die den Wallfahrtstagen ein Gesicht gegeben haben. Der althergebrachte Weg, die Regionen des Bistums anzusprechen und ihnen einzelne Wallfahrtstage zuzuweisen, war wenig erfolgreich und dürfte aufgrund der Strukturveränderungen im Bistum keine Zukunft haben. Vielmehr sollte der Weg der Einladung von Zielgruppen erweitert werden um unterschiedliche Milieus. Dies muss sich dann aber auch in einer den Eingeladenen entsprechenden Ästhetik des Wallfahrtsgeschehens ausdrücken. Dabei kommt der musikalischen und liturgischen Gestaltung eine Schlüsselrolle zu.

Unverbunden mit dem Wallfahrtsgeschehen war auch das Rahmenprogramm. Nur ansatzweise, wie etwa bei der Nacht der Jugend, berührten sich die beiden Geschehnisse. Der Grund hierfür dürfte darin liegen, dass es faktisch zwei Veranstalter gab. Für die Wallfahrtsliturgie zeichnete das Domkapitel zuständig, für das Rahmenprogramm die entsprechenden Seelsorgebereiche. Da niemand von Beginn an eine Regiefunktion übernahm, gab es kein gemeinsames Programm. Auch fehlte ein Programmheft für das Rahmenprogramm. So wurde jede Veranstaltung durch einen eigenen Flyer angekündigt. Für die Zukunft dürfte hier ein großer Handlungsbedarf liegen, insbesondere, wenn man das Ereignis Heiligtumsfahrt programmatisch stärker fassen und intensiver auf die städtische Kultur hin beziehen will.

(2) Der gesellschaftliche Kontext spielte keine Rolle. Die Heiligtumsfahrt hatte ein Motto, aber keine Programmatik. Immer wieder wurde an das Wort des verstorbenen Bischofs Klaus Hemmerle, dass die Heiligtümer einladen, „auf Tuchfühlung zu gehen“, erinnert. Mit der Welt aber war man wenig auf Tuchfühlung. Ein aktueller Weltbezug war kaum zu erkennen. Da musste der Hinweis auf die Heiligtumsfahrt 1937 aus-

helfen, die als „stummer Protest“ gegen den Nationalismus in die Geschichte einging. Sichtbar war auch das Aachener Friedenkreuz, ein nach dem 2. Weltkrieg geschaffenes Sühnekreuz, das im Rahmen der Heiligtumsfahrt seinen Platz am Dom findet. Aber es war schon erstaunlich, wie politisch kontextlos das diesjährige Ereignis blieb. Einzig Kardinal Lehmann ging in einer Nebenbemerkung auf den zeitgleich stattfindenden G8-Gipfel ein. Der evangelische Kirchentag und die soziale Wirklichkeit in Deutschland spielten keine Rolle. Das mutet insofern eigenartig an, als z.B. die Internationalität in der Geschichte der Heiligtumsfahrt eine wichtige Rolle spielte. Gerade nach dem 2. Weltkrieg wurde die Wallfahrt als Bindeglied verschiedener Nationen, insbesondere in Richtung Osteuropa, gesehen. Heute erstarrt der internationale Charakter in der Einladung an Bischöfe aus unterschiedlichen Ländern zur Zelebration. Dabei hätte eine Wallfahrt in Aachen, der Stadt des Karlspreises, in einem europäischen Dreiländereck liegend, doch alle Chancen, hier Impulse zu setzen.

(3) Städtisches Leben und die Heiligtumsfahrt berührten einander kaum. Provokativ gefragt: 90.000 Pilger kamen, wie viele davon waren Aachener, aus einer Stadt mit 250.000 Einwohnern? Müsste von einem so großen Wallfahrtsereignis nicht die Einladung ausgehen, auf Tuchfühlung mit der Kirche kommen? Dann aber müsste es vielfältigere Möglichkeiten zur „Berührung mit dem Heiligen“ geben. Das Bühnen- und Rahmenprogramm (Labyrinth, Himmelskönigin) war da sicher ein erster kleiner Schritt. Aber böte die Wallfahrt nicht die Chance einer intensiven Berührung mit der Stadtkultur? Müsste sie nicht einladen zur Auseinandersetzung mit Religion in der Stadt? Die Religionssoziologie hat im Pilger den Typus moderner christlicher Existenz entdeckt. Der Urbanisierungs- und Globalisierungsprozess der Gegenwart erfordern die Auseinandersetzung mit der Stadtkultur, die immer auch der Ausgangspunkt für kirchenreformerische Impulse war (Ignatius

von Loyola, Martin Luther). Großereignisse wie die Heiligtumsfahrt bieten eine ungeheure Chance zur Belebung einer Stadtpastoral. Wie konnte es da geschehen, dass die Aachener Pfarrgemeinden sich nicht auf eine gemeinsame Fronleichnamsprozession im Rahmen der Heiligtumsfahrt einigen konnten? Durchaus im Bezug zu ihrer Geschichte kann die Wallfahrt einen modernen Beitrag zur Inkulturation des Christentums, verstanden als kritische und innovative Integration der christlichen Erfahrung in die jeweilige Kultur, leisten.

(4) Die Heiligtumsfahrten sind wenig eingebunden ins Bistum. Die Aachener Heiligtumsfahrt wird begangen in enger Verbindung mit der Heiligtumsfahrt in Kornelimünster, und auch zu der in einem siebenjährigen Rhythmus gefeierten Heiligtumsfahrt in Mönchengladbach gibt es eine Verbindung. Auch hier werden textile Reliquien verehrt. Wie kann diese Verbindung für das Bistum erfahrbar fruchtbar werden? Weder das Programm noch die Motti der Aachener und Mönchengladbacher Heiligtumsfahrt waren miteinander abgestimmt. Handelt es sich wirklich um Glaubensfeste im Bistum Aachen? Das Bistum kennt, im Unterschied zu anderen Bistümern, kein Diözesanfest bzw. keinen Diözesantrag. Dabei wäre, angesichts der Veränderungen von Struktur und Aufgaben im Bistum, ein solches integrierendes lebendiges Ereignis dringend nötig. Bleibt hier nicht mit den drei Heiligtumsfahrten eine tolle Möglichkeit ungenutzt? Gerade aus dem Wegbruch vertrauter Strukturen vor Ort, gerade aus der kleiner werdenden Zahl von Gläubigen in den Gemeinden resultiert die Suche nach größerer Gemeinschaft und dem Besonderen, wenn man so will dem Event. Hier müsste die Bistumsebene Möglichkeiten schaffen, gäbe es sie nicht bereits.

Ausblick

Eine Veranstaltung wie die Aachener Heiligtumsfahrt, die in einem Siebenjahres-

rhythmus stattfindet, ist in unserer schnelllebigen Zeit ein Anachronismus. Wird man sich in sieben Jahren noch an die weit zurückliegenden Erfahrungen – so die zeitgenössische Empfindung – erinnern können? Im öffentlichen Gedächtnis wohl kaum. 2014 werden andere Trends vorherrschen, wird die Gesellschaft eine andere sein. Niemand mag vorherzusehen, ob es dann wieder förderliche Trends für ein solches Ereignis geben wird. Angesichts dessen dürfte es zu wenig sein, Bewährtes und traditionell Gewachsenes einfach weiterzukopieren. Vielmehr muss bei der jahrhundertalten und doch jeweils neuen Suche der Christen nach inspirierenden Berührungspunkten für ihr Glaubensleben angesetzt werden. Wenn dem so ist, denke ich, gilt es erst zu nehmen, dass jede Heiligtumsfahrt als ein neues Ereignis im Strom der Tradition sorgfältig zu planen ist. Das beginnt beim Motto und den daraus resultierenden Elementen im Rahmenprogramm wie der Gestaltung des Pilgertages und der Liturgie. Dass die Heiligtumsfahrt wandelbar ist, wurde in der Vergangenheit deutlich. Nach dem Konzil verzichtete man auf die „bloße“ isolierte Schau von Heiligtümern, sondern integrierte deren Zeigung in einen biblisch fundierten liturgischen Rahmen in der Eucharistiefeyer. Das macht Hoffnung auf weiteren Wandel. Denn, wie heißt es doch: Nur wer sich wandelt, bleibt sich treu.

Literatur:

- Karl Gabriel: Säkularisierung, in: Ost-West. Europäische Perspektiven 1/2007, 3–10.
Homepage der Heiligtumsfahrt 2007, <http://www.heiligtumsfahrt2007.de> (3.7.2007).
Hape Kerkeling: Ich bin dann mal weg. Meine Reise auf dem Jakobsweg. München 2006.
Regina Polak: Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft. Ostfildern 2006.
Michael Rosenberger: Wege, die bewegen. Eine Kleine Theologie der Wallfahrt. Würzburg 2005.
Michael Sievernich: Inkulturation des Christentum, in: Lebendige Seelsorge 6/2006, 417–421.
Maria Widl: Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge. Graz, Wien, Köln 1997.
Dieter P.J. Wynands: Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen. Aachen 1986.

Illusionen über Kinder, Karriere und Zukunft

Psychoanalytische Perspektiven zur frühen außerfamiliären Betreuung

*Das Schicksal des Menschen
ist der Mensch*
(B. Brecht)

Aus guten Gründen engagiert sich gerade die katholische Kirche traditionell in der Betreuung, Förderung und Erziehung kleiner Kinder in besonderen Lebenslagen. Von ihren Erfahrungen ausgehend kann sie in der sich derzeit verstärkenden Diskussion um außerfamiliäre Betreuung von Kindern im Kleinkind- und Vorschulalter mit vielschichtigen und gut begründeten Konzepten aufwarten. Dennoch ist in Anbetracht der Schärfe der heutigen Diskussion und der Verschiebung wichtiger sozialer Parameter Anlass gegeben, über einige Koordinaten dieses Engagements nachzudenken und die zukünftige Argumentation und Arbeit den heutigen Erfordernissen anzupassen.

Ein Bruch im Gang der Moderne

Einem Bruch im Gang der Moderne gleichkommend – so qualifizieren Gesellschaftswissenschaftler die Beschleunigung sozialer Entwicklungen seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Verflüssigung sozialer Strukturen durch rasante ökonomische und technische Entwicklungen hat nahezu alle identitätsleitenden Orientierungen aufgelöst. Diese hatten bislang sowohl dem Einzelnen wie ganzen Gruppen geholfen, bis zu einem gewissen Grade stabile und kohärente Identitäten aufzubauen.

Nun sind weitgehende Wahlfreiheiten und das Recht auf eine wie auch immer geartete Individualität zu leitenden Vorstellungen geworden. Dieses Recht verträgt kaum einschränkende Begrenzungen, erhebt allerdings die Forderung, dass Menschen sich selbst angemessen steuern und – falls dies nicht gelingt – die Risiken auch im Falle absehbaren Misslingens von allen zu tragen sind.

Hatte *Freud* noch in „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) den Kulturmenschen der Moderne als jemanden beschrieben, der für einen Gewinn an Sicherheit bereit ist, Einschränkungen seiner Freiheit in Kauf zu nehmen und auf einen Teil seiner Glücksmöglichkeiten zu verzichten, so sieht *Zygmunt Baumann* (1999) nun das Unbehagen der Postmoderne umgekehrt aus einer Freiheit entstehen, die auf der Suche nach Glück und Lustgewinn zu wenig Sicherheit und strukturelle Vorgaben fordert. Heute treten an die Stelle struktur- und identitätsvermittelnder Vorgaben offene, experimentelle oder auch nur fragmentarische Selbstentwürfe (*Bohleber*, 2006). Diese verlängern die Adoleszenz und Postadoleszenz oft weit über das Alter hinaus, in dem natürlicherweise Familien gegründet werden. Die Charakteristik des neu auftauchenden Persönlichkeitstypus wird als „Driften“, als „proteisches Sein“ oder als „modulare Seinsweise“ beschrieben (vgl. u.a. *Sennett*, 2007). Bindungen an Orte und Menschen sowie langfristige Festlegungen lockern sich. Die damit einhergehende Lebenserfahrung des ziellosen inneren und äußeren Dahintreibens, ohne dass etwas wirkliche Bedeutung für die innerste Identität erhält, scheint sich mit zunehmendem Anpassungsdruck an die heutigen Lebensverhältnisse zu vervielfältigen. Es verwundert nicht, dass „Depressionen“ als Ausdruck eines „erschöpften Selbst“ (*Ehrenberg*, 2004) bei gleichzeitigen Leeregefühlen als „Volkskrankheit“ des neuen Jahrhunderts beschrieben werden.

Auch wenn man als Psychoanalytiker gegenüber Deutungen von Selbstverhältnissen,

die sich nicht aus detaillierten Lebenshintergründen und deren innerer Verarbeitung ableiten, eine begründete Skepsis hegt, entbehren solche Beschreibungen keineswegs einer gewissen Triftigkeit. Man wird auch in der einzeltherapeutischen Praxis und gerade in der fachlichen Ehe-, Familien- und Lebensberatung sehr wohl gewahr, dass sich das moderne Selbst in seinem Streben nach Einheitlichkeit und Integration oder wenigstens nach narrativer Plausibilität als ständig im Fluss erlebt. Es fühlt sich zudem bedroht von äußeren wie inneren Überforderungen und desintegrativen Kräften. Mit der Schwerpunktverlagerung von der ursprünglichen Vorstellung einer „Ich-Autonomie“ hin zum Selbst und seinen Objektbeziehungen – der so genannten intersubjektiven Wende – reagiert zum Beispiel die Psychoanalyse auf die veränderte Stellung des Individuums in der gesellschaftlichen Entwicklung, ohne jedoch die Vorstellung eines einmaligen, unverwechselbaren und auch machtvollen Ichs und eines ebensolchen Selbst aufzugeben.

Ein Fazit der bisherigen Ausführungen kann folglich nur lauten, dass gerade in einer Zeit multioptionaler und „driftender“ Lebensentwürfe Ich-Funktionen, tragfähige Selbst-Konstrukte und soziale wie objektale Bindungskräfte gefordert sind und deshalb gestärkt werden müssen, um die Individuen nicht zum Spielball eines sich als banale Marktveranstaltung organisierenden Lebens werden zu lassen.

Es ist leicht zu erahnen, welche Gruppen der Gesellschaft derzeit erhöht Gefahr laufen, in diesem längst begonnenen postmodernen Spiel von Markt- und Triebkräften psychisch und materiell die Verlierer von morgen zu sein. Gefährdet sind alle, die über kaum ausreichende „Bordmittel“ verfügen, nötige Anpassungserfordernisse an die Dynamik dieser Kultur mit der Wahrung ihrer psychischen Identität und inneren Stabilität zu verbinden. Dies alles, ohne ein beständiges äußeres Geleit zu benötigen. In erster Linie sind es Erwachsene aus so-

nannten bildungsfernen Schichten, es sind Menschen, die der Wechsel aus einer fremden, oft traditionsverhafteten Kultur in die Kulturräume des 21. Jahrhunderts überfordert und es sind Kinder, die sich auf keine Halt und Orientierung gebende familiäre Umwelt verlassen können. Erstaunlicherweise hat die Gesellschaft gerade an die beiden erstgenannten Gruppen stillschweigend besonders viele der „benötigten“ Geburten „delegiert“. Das heißt, dass von diesen Gruppen deutlich mehr Kinder geboren und großgezogen werden als z.B. vom bildungsnahen Teil der Bevölkerung. Gerade die Kultur, das Lebensgefühl und die Alltagsqualifikationen der einfachen Schichten sind aber durch die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte nachhaltig beschädigt worden.

Konsequenzen für Kinder und Karriere

Wenden wir uns hier den Kindern zu, deren Anpassungsfähigkeit an nahezu jedwede vorgefundene Lebenssituation zwar hoch, deren psychische Stabilität und Identität naturgemäß jedoch niedrig und erst im Aufbau begriffen ist. Aktuelle Gründe, die Gruppe der Kinder besonders in Blick zu nehmen, liegen darin, dass derzeit gehäuft „Erziehungsnotstände“ irritieren und auch aus diesem Grund nach Formen ganztägiger Betreuung und Förderung schon von Kleinkindern gerufen wird. Dieser Ruf fordert einen Paradigmenwechsel in der Familienpolitik, der allerdings einen noch ungedeckten Wechsel auf Zukunft hin ausstellt. Er enthält aus fachlicher Sicht einige noch wenig erforschte und kaum beantwortete Fragen. Dennoch ist unabweisbar Handlungsdruck gegeben.

Eine der oft übergangenen Fragen ist die nach dem richtigen Mischungsverhältnis zwischen familiärem und öffentlichem Beitrag in der Erziehung, eine andere die nach dem richtigen Mischungsverhältnis zwischen maternalem und paternalem Beitrag. Gerade letztgenannte Frage hat es

in sich, da wir seit langem dabei sind, sowohl im familiären wie im öffentlichen Raum für unsere Kinder quasi männerfreie Zonen zu schaffen. Es zeichnet sich ab, dass hierdurch insbesondere Jungen in ihrer Entwicklung beschädigt werden und sich immer mehr von ihnen in die bereits langen Schlangen der „Verlierer“ von morgen einreihen. Ein präsenter und ausgewogener Beitrag von Mutter und Vater ist auch bei Modellen gefordert, die größere Anteile der Erziehung in den vorschulischen und schulischen Raum verlegen. Kinder benötigen nämlich eine Art von „Spiegelung“ der mütterlichen und der väternahen Anteile in sich, um diese entdecken, verstehen und entwickeln zu können. Zudem brauchen sie eine Art Gewissheit, dass sich das mütterliche Erbe, welches sie rechts in der Brust tragen, irgendwie mit dem väterlichen Erbe, das sie in der anderen Brust tragen, verbinden lässt. Sie sind darauf angewiesen, dies von den Eltern vermittelt zu bekommen. Schließlich sind die Eltern in ihnen „ein Fleisch“ geworden. Ist aber links „Hund“ oder „Feuer“ und rechts „Katz“ oder „Wasser“, kommt in Kindern eine Unruhestimmung auf, da sie ja anders als vielleicht die Eltern diesen Konflikt in sich eben nicht durch eine Trennung lösen können. Gerade in solchen Fällen ist es wichtig, dass getrennt lebende Eltern ihre lebenslange Verbundenheit in den Kindern sehen und wenigstens durch friedliche Kooperation auf Elternebene vermitteln, dass sich auch „Katzen“ und „Hunde“ arrangieren können.

Das, was Kinder suchen und brauchen, spielt in der gegenwärtig geführten Diskussion allerdings kaum eine Rolle. Über den Ausbau institutioneller Betreuungsangebote für Kinder unter 3 Jahren sowie die ganztägige „Beschulung“ der älteren Kinder wird kaum vor dem Hintergrund pädagogischer, medizinischer und psychologischer Überlegungen und Erkenntnisse diskutiert. Das Gewicht liegt einseitig auf arbeitsmarktpolitischen und wirtschaftlichen Argumenten. Hinzu kommt das komplexe Thema einer „geschlechtergerechten“ Gestaltung

der Arbeitswelt, in dem sich berechnete Interessen von Kindern schnell verlieren können. Niemand fragt ernsthaft danach, was sie eigentlich wollen, und selbst wenn die Antwort lautete, dass sie nur dann den ganzen Tag lang in eine Schule wollen, wenn sie dort auch richtig gefordert und gefördert würden, stünde die Gesellschaft ratlos und finanziell überfordert da. Mehrkosten von z.B. 10 Milliarden Euro bedeuten schließlich für alle ein Mehr an 100 Milliarden Arbeitsstunden und ein entsprechendes Weniger an Zeit für Kinder.

Bei der politisch gewollten Frühförderung außerhalb des Elternhauses – eine eilige Schlussfolgerung aus den Ergebnissen der PISA-Studie – werden vor allem kognitive Entwicklungsaspekte betont. In der öffentlichen Diskussion wird die Bedeutung von verlässlicher Bindung einerseits und früher Trennung andererseits für die emotionale Entwicklung vernachlässigt. Dabei kann es heute nicht mehr darum gehen, Krippenbetreuung für Kinder unter 3 Jahren grundsätzlich abzulehnen, sondern auf die Konflikte hinzuweisen, die mit ihr einhergehen können und Lösungen zu suchen, die berechtigten kindlichen Bedürfnissen und Entwicklungserfordernissen Rechnung tragen. Hier haben sowohl psychologische Forschung wie auch psychoanalytische Erkenntnisse und Erfahrungen mit ihrem speziellen Zugang zu infantilem Erleben und dessen unbewussten Auswirkungen im Erwachsenenleben ein Wissen geschaffen, das durch Tiefe und Differenziertheit einen Beitrag zu einem solch weitreichenden pädagogischen Zukunftsprojekt leisten kann. Mit dessen Qualität steht und fällt der Erfolg dieses großen Sozialexperimentes.

Längst hat sich eine Stimmung tieferen Unbehagens eingeschlichen, die sich auch durch Illusionen der Befürworter wie der Gegner anstehender familienpolitischer Veränderungen nicht recht vertreiben lassen will. Dies, obwohl sich Illusionen eigentlich dadurch empfehlen, dass sie „Unlustgefühle vermeiden und uns an ihrer statt Befriedi-

gung genießen lassen“ (S. Freud). Es gilt zu sehen, dass hier kein Modell nur optimale Karten für die Zukunft bereithält und Kinder lediglich einer „hinreichend guten“ Umwelt bedürfen (Winnicott). Es ist auch nicht gefordert, die Welten von Elternhaus und Schule perfekt den Kindern anzupassen. Dies würde sie nicht angemessen auf das spätere Leben vorbereiten und würde auch die in ihnen angelegten Fähigkeiten, sich mit Versagungen des Schicksals, mit nicht so perfekten Eltern und Lehrern kreativ auseinanderzusetzen, nicht herausfordern.

Immer wieder lassen wir uns Länder vorhalten, wo es um Kinder angeblich besser bestellt sei. Abgesehen davon, dass wir deswegen nicht von heute auf gleich mit allen Konsequenzen Finnen, Franzosen oder Chinesen werden können, sollten wir die in diesen Ländern geführte Binnendiskussion zum Thema „Familien heute“ sorgfältig studieren. Hierbei erfährt man von einheimischen Sozialwissenschaftlern, Publizisten, psychoanalytischen Kollegen oder auch von Eltern dieser Länder deutlich weniger Schmeichelhaftes. Man hört von der großen Zahl oft betrunken herumtorkelnder Jugendlicher in Finnland, den vielen Leistungsverweigerern in Schweden, die den Staat, der in der PISA-Folgestudie deutlich zurückgefallen war, zu Reformrücknahmen zwingen, man hört von massenhaften Auswanderungswünschen französischer Jugendlicher und vom hohen Psychopharmaka-Verbrauch in diesem Land. Überall stehen Familien unter Anpassungsdruck an die Flexibilitätserfordernisse der Moderne und haben offensichtlich nicht nur gute Karten – dies gegenläufig zur kollektiven Illusion, dass doch alles irgendwie zu gehen habe.

Keine Gesellschaft kommt zukünftig um den ergänzenden Ausbau außerfamiliärer Betreuungssysteme herum, da großfamiliäre Strukturen kaum mehr ortsnahe vorhanden sind. Zudem wird zukünftig die steigende Partizipation von Frauen an außerfamiliärer Erwerbsarbeit noch weniger als heute verzichtbar sein. Wer Kinder allerdings mehr im familiären Kontext belassen möchte,

sollte auf bezahlbare Angebote an „Tagesmüttern“ oder auf Hilfen im eigenen Haushalt zurückgreifen können.

Ob sich die Geburtenrate – wie von manchen stillschweigend erhofft – durch Angebote dieser Art steigern lässt, ist zweifelhaft. Hier spielen andere gewichtige Faktoren wie z.B. die Partnerschaftsqualität und die öffentliche „Sinnggebung“ von Paar- und Familienwerten eine entscheidende Rolle. Schließlich erreicht ein Land wie die USA ohne nennenswerte familienpolitische Leistungen eine für westliche Verhältnisse auffällig hohe Geburtenrate.

Familienpolitische Illusionen

Neben zahlreichen spezielleren Illusionen, wie z.B. der, dass außerfamiliäre Betreuung und die Erwerbstätigkeit von Müttern im Gang der Geschichte ein Novum sind, dass sich die Verhältnisse der vergangenen Jahrzehnte per Gesetzgebung wiederherstellen ließen, dass Kinder weder Mutter noch Vater irgendwie einschränken dürfen oder der Illusion, die vielen wie die berühmte Bratwurst vor der Nase hängt, dass nämlich Berufstätigkeit mit „Karriere“ gleichzusetzen sei, gibt es weitere und bedeutsame Verzerrungen der Wahrnehmung, die eine angemessene öffentliche Diskussion dieses Themas erschweren.

Es gibt *erstens* die Fehleinschätzung, dass der Familienbeitrag in der Kindererziehung in jedem Fall einer frühen außerfamiliären Betreuung und Erziehung überlegen sei.

Wer so argumentiert, ahnt zumeist nicht, wie die Lebenswirklichkeit in vielen „deregulierten“ Familiensystemen aussieht. Millionen von Kindern profitieren schon in jüngeren Jahren kaum von dem Wenigen an Schutz, Orientierung, Anregung und selbst an Ernährung, was ihnen zu Hause geboten wird. Dies hängt mit vielen Faktoren und nicht unbedingt mit „Armut“ zusammen. Letzteres anzunehmen wäre schließlich eine

Herabsetzung von Millionen „armer“ Familien, die trotz bescheidener Mittel ihre wenigen Sachen und auch ihre Kinder gut „beisammen halten“ und ihr „kleines Familienunternehmen“ durchaus erfolgreich führen.

Im Extrem finden wir belastete und oft schon „beschädigte“ Kinder in sogenannten wohlstandsverwahrlosten Milieus vor, in suchtbelasteten Umfeldern, in der Obhut von Eltern mit schweren psychischen Erkrankungen oder mit deutlichen Einschränkungen ihrer geistigen Leistungsfähigkeit. Wir finden sie in Milieus, die von Kriminalität durchsetzt sind, von Missbräuchlichkeit in unterschiedlichsten Formen, von denen der Missbrauch der den Kindern zustehenden öffentlichen Leistungen noch die „harmloseste“ Form ist. Wir finden sie auch in Parallelwelten vor, die sie kaum auf das Leben in den weitgehend individualisierten und deregulierten Räumen unserer Gesellschaft vorbereiten.

Wir finden bei steigender beruflicher Inanspruchnahme und einer von uns allen angefachten Konkurrenzselektion von Menschen und Produkten aber auch Kinder vor, deren Eltern oder deren alleinerziehender Elternteil wegen dieser Inanspruchnahme zeitlich und oft auch physisch und psychisch kaum in der Lage sind, die notwendige Verlässlichkeit, Präsenz und Aufmerksamkeit für Kinder aufzubringen. Aber auch Hobbys und intensive Freizeitinteressen können bei entsprechend volatiler Lebensführung für Kinder ähnliche Effekte schaffen.

Es ist eine keineswegs kleine und es ist eine sehr heterogene Gruppe von jüngeren Kindern, die dringend angewiesen ist auf das Drittel der geplanten Plätze für außerfamiliäre ganztägige Betreuung, Förderung und Erziehung. Um diese Plätze werden schließlich noch die Kinder konkurrieren, deren Eltern schlicht auf die Einkünfte aus beiderseitiger ganztägiger Berufstätigkeit angewiesen sind oder die z.B. wegen Unterschreitung von Mindestlohngrenzen noch zusätzliche Arbeiten annehmen müssen.

Es gibt *zweitens* die gegenläufige Illusion, dass sich die Leistungen funktionierender Familien zu einem großen Teil und zu überschaubaren Kosten ohne weiteres auch außerfamiliär herstellen lassen. Wenn man jedoch realistisch einschätzt, was die vielen durchaus gut funktionierenden Familien in Erziehung und Betreuung für Kinder leisten und diese Leistungen zudem auch den tieferen Erwartungen und Bedürfnissen der Kinder entsprechen, ahnt man, welchen Aufwandes es bedürfte, hier institutionell gleichzuziehen. Kinder werden hierzu jedoch kaum jemals befragt. Die Leistungen auch nur halbwegs funktionierender Familien für Kinder sollten nie unterschätzt, die zweifellos auch in ihr steckenden destruktiven Potenziale im Falle familiären „Scheiterns“ können kaum überschätzt werden.

Auch unter dem Druck vergleichender wissenschaftlicher Studien und effektiver Qualitätskontrollen wird sich die Öffentlichkeit keine sorg- und lieblos geführten Einrichtungen der außerfamiliären Betreuung und Früherziehung leisten können. Mit der Qualität dieser Einrichtungen steht und fällt ihr Erfolg. Aus psychologischer Sicht sind hierzu einige Anforderungen zu erfüllen:

- Verlässlichkeit und Konstanz der Bezugspersonen;
- qualifizierte Ausbildungen des Personals für ein auch psychologisch fundiertes Verstehen und Umgehen mit kleineren Kindern;
- Bereitstellung von „Räumen“ auch für Alleinsein, Stille und Rückzug der Kinder. Die Vorstellung, dass sich auch Kleinkinder möglichst früh ganztags in Gruppen bewegen sollen oder dass zusammengestellte Gruppen für Kinder das Gleiche wie Geschwister und Nachbarskinder in vertrauter Umgebung sind, ist eine wenig passende und adultomorphe Vorstellung;
- eine Erziehung, die sowohl kognitive wie emotionale Entwicklungserfordernisse

berücksichtigt und Antworten auf die basalen Fragen nach Sinn und Zweck des Lebens und auch des Todes gibt, die unverbildete Kinder auf so anrührend schlichte Weise immer wieder zu stellen vermögen;

- Herstellung und Schulung der Fähigkeit auf Seiten der Pädagogen, die dem jeweiligen Milieu der Eltern entstammenden kindlichen Vorstellungen, Bilder und Handlungsbereitschaften angemessen zu „spiegeln“ und den Kindern so vertraut zu machen. Dieser Vorgang der „Spiegelung“ läuft in eng verwandten und vertrauten „Systemen“ in der Regel intuitiv und ohne großen Aufwand ab;
- Durchführung vergleichender wissenschaftlicher Studien zur familiären und extrafamiliären frühen Erziehung,

Es gibt *drittens* eine auf Dauer nicht haltbare Vorstellung, dass sich frühe außerfamiliäre Betreuung in erster Linie als kompensatorische Erziehung zu verstehen habe. Wenn in ihr auch – so steht zu hoffen – manche der eben genannten Mängel behebbar erscheinen, so muss doch klar sein, dass es eine Einrichtung für alle Kinder ist, die alle gleichermaßen an die Hand zu nehmen, zu schützen und zu fördern hat. Das erwarten die Eltern zu Recht. Man würde sonst ein Ziel formulieren, das weit über die ursprüngliche Forderung einer besseren und „geschlechtergerechten“ Vereinbarkeit von Familie und Beruf hinausgeht. Hierfür aber wären eigene und gesondert zu finanzierende und zu benennende Projekte nötig. Betreut, schützt und fördert man aber in dem jetzt zu schaffenden System jedes Kind mit vergleichbarem Einsatz und entsprechender Aufmerksamkeit, so dass jedes Kind „hinzugewinnen“ kann, gibt es keine gesonderten kompensatorischen Effekte für Kinder aus Problemfamilien. Die Unterschiede zwischen den Kindern bleiben am Ende gleich. Lediglich beim öffentlich bereitgestellten Mittagessen ergibt sich ein solcher Effekt, den eine Betreuerin neulich lapidar so for-

mulierte: Die einen essen nun besser, die anderen schlechter.

Schließen wir mit dieser ebenso anregenden wie nüchternen Bemerkung und tragen trotz der angedeuteten Gefahr eines gesellschaftlichen „Nullsummenspiels“ dazu bei, dass für die Welt von heute und morgen familiäre Lebensmodelle bereitgestellt werden, die in dieser Welt lebbar sind und deren Qualitätserfordernisse auch und gerade an Kindern bemessen werden. Dies allerdings, ohne das Modell der außerfamiliären Betreuung und Erziehung mit überhöhten Erwartungen zu befrachten oder das traditionelle Familienmodell gegen oft nicht wirklich gewählte außerfamiliäre Modelle auszuspielen. Kinder erwarten lediglich, dass das gegeben ist, was hier benannt wurde und für ihre frühe Entwicklung unverzichtbar ist. Nicht mehr, aber vor allem nicht weniger. Gerade kirchliche Einrichtungen setzen in ihren familienergänzenden Konzepten von Verlässlichkeit und persönlicher Bindung auf kindgemäße, von der modernen Bindungsforschung bestätigte Formen der Betreuung. Wenn das Schicksal des Menschen der Mensch ist, wie es uns das Eingangsmotto dieser Arbeit vor Augen stellt, wird der Erfolg oder Misserfolg künftiger Familienmodelle auch über die Zukunft der heute erwachsenen und heute planenden Generation mitentscheiden.

Bibliographie:

- Z. Baumann: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg, 1999.
- W. Bohleber: Zur Aktualität von Sigmund Freud. *Psyche* 9/10, 2006, 783–797.
- A. Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. Frankfurt (Campus), 2004.
- S. Freud: Das Unbehagen in der Kultur. G.W., XIV, 419–506.
- R. Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin, 2007.

Humor in der Predigt?

Eindrücke aus den USA

Vor einem Jahr weilte ich für einige Wochen in den USA. Bei den Gottesdiensten, die ich an unterschiedlichen Orten mitgefeiert habe, ist mir Folgendes aufgefallen: Die Einführung war meistens sehr kurz gehalten. Doch während in unseren Gottesdiensten nach dem Eröffnungsgesang und der liturgischen Begrüßung manchmal bereits eine Mini-Predigt zu hören ist, leiteten die Priester dort recht zügig zum Allgemeinen Schuldbekennnis über.¹ Dafür wurde regelmäßig, auch werktags, nach dem Evangelium gepredigt.² In ihrer Verkündigung sind die Prediger auf einen der Schrifttexte oder den Tagesheiligen eingegangen und haben sich darum bemüht, die jeweilige „Botschaft“ mit der konkreten Situation der Hörerinnen und Hörer in Verbindung zu setzen. Dabei haben die Prediger des Öfteren etwas eingebracht, das in unserer homiletischen Praxis seltener vorkommt: Humor. Hierzu zwei konkrete Beispiele.

In einer Predigt ging es dem Prediger um den hohen Anspruch des Evangeliums, jeden Menschen vorbehaltlos anzunehmen und zu lieben. Kontrastierend dazu begann der Prediger vom Seelsorgeteam der Pfarrei zu erzählen, in der er einige Jahre zuvor gewirkt hatte. Das Team bestand aus acht Personen, Priester wie Laien, Haupt- und Ehrenamtlichen, die von ihrem Naturell und ihrem Standpunkt her so unterschiedlich waren, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Das Miteinander im Team gestaltete sich alles andere als einfach. Durchgängig lag eine Spannung in der Luft, oft wurden Spitzen ausgeteilt, nicht selten wurde lautstark debattiert und polemisiert. Auch verbale persönliche Verletzungen blieben nicht

aus. Nur eine alte Dame blieb in all den Auseinandersetzungen die Gelassenheit und Freundlichkeit in Person. Irgendwann wollte der Priester, übrigens ein Jesuit, das Geheimnis ihres Gleichmuts und ihrer Geduld erfahren. Er fragte, wie sie es denn schaffe, in all den Konflikten und Spannungen immer die Contenance zu bewahren und woher sie die innere Kraft dazu nehme. „Ach wissen Sie, Father, das ist ganz einfach“, antwortete die alte Dame, „immer wenn ich merke, dass es laut wird und die Spannung steigt, stelle ich einfach mein Hörgerät ab.“

In einer anderen Predigt nahm der Prediger auf die Haustafel im 5. Kapitel des Epheserbriefes Bezug, die an diesem Sonntag als neutestamentliche Lesung vorgetragen wurde und die auch in den USA bei nicht wenigen Hörerinnen und Hörern Widerstände evozierte. Der Prediger, ein Mann von Mitte 40, erzählte, wie er als Kind und Jugendlicher gemeinsam mit seinen Eltern regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchte. Wenn die genannte Lesung vorgetragen wurde und zu Beginn der Satz zu hören war: „Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie Christus, dem Herrn“ (Eph 5,22), so stieß sein Vater seine neben ihm sitzende Mutter mit dem Ellbogen an und nickte vielsagend-schmunzelnd. Die Retourkutsche kam wenige Augenblicke später, wenn es heißt: „Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat“ (Eph 5,25). Dann nämlich versetzte seine Mutter seinem Vater einen sanften Stoß in die Rippen und nickte ebenfalls bedeutungsvoll.

Die Tatsache, dass in der amerikanischen Predigtpraxis der Humor keine Seltenheit ist, hängt mit der dortigen Mentalität zusammen. Bei öffentlichen Auftritten und Reden ist es gang und gäbe, einen „joke“ zu machen. Er reizt die Anwesenden zum Lachen und ist nicht selten mit einem Schuss Selbstironie gewürzt, durch den der Redner signalisiert, dass er sich selbst nicht so wichtig nimmt. Ein herzhaftes Lachen bewirkt ein Gefühl der Zusammengehörig-

keit und verleiht einer Zusammenkunft eine gewisse Leichtigkeit und Heiterkeit. Da die Predigt eine öffentliche Rede ist, für die ähnliche rhetorische Gesichtspunkte wie für Ansprachen bei gesellschaftlichen Anlässen gelten, wundert es nicht, dass auch in der amerikanischen Verkündigung das Stilmittel des Humors einen festen Platz hat. Dagegen sind die Ansprachen in unserem Kulturraum – ob im „profanen“ Kontext oder auf sakralem Gebiet – von einer gewissen Schwere und Strenge geprägt. Ansprachen, in denen humorvolle Saiten des Redners und der Zuhörer zum Schwingen kommen, sind tendenziell die Ausnahme. Gelingt es einem Redner jedoch, eine Festversammlung zum Lachen oder Schmunzeln zu bringen, so hat er die Ohren und Herzen der Anwesenden bereits gewonnen.

„Quält euch das Lachen nicht an“ (Karl Rahner)

Lässt sich aus dieser Beobachtung das homiletische Postulat ableiten, unsere Predigten müssten witziger und humorvoller sein? Peter Bukowski, der nachdrücklich für mehr „Humor in der Seelsorge“ plädiert und seine „Animation“ (so der Untertitel seiner kleinen Monographie) mit witzigen Beispielen zu garnieren weiß, ist im Blick auf Gottesdienst und Predigt skeptisch: „Nichts gegen eine gelungene Pointe in der Predigt. Aber sie wird sich umso eher einstellen, je weniger der Prediger oder die Predigerin sich darum bemüht. Im Kontext von Predigt und Gottesdienst sind die Attribute ‚gewollt‘ bzw. ‚gemacht‘ Schimpfworte.“³ Der evangelische Theologe weist darauf hin, dass im liturgischen Setting „witzige oder humorvolle Kommunikation ... schlecht ‚funktioniert‘ und deshalb einmal mehr deplaziert wirkt“⁴. Die Mühe um Leichtigkeit in der gottesdienstlichen Feier hat für ihn vielfach etwas Gequältes und Quälendes an sich: „Hier kommt weder Gott noch der Mensch zu seinem Recht. Und mir ist keine Osterpredigt begegnet, welcher der Rekurs auf das berühmte Osterlachen (*risus paschalis*)

gelingen wäre. Da wird über das Lachen geredet, aber es wird nur angemahnt, nur: lustig wird's nicht. Der *risus paschalis* missrät zur Paradoxie à la ‚Sei spontan!‘“⁵

Bukowski bezieht sich mit seinen Beobachtungen auf den protestantischen Gottesdienst, wenn er schreibt: „Eher droht die Gefahr, dass er bei dem Versuch, ihn ‚menschlich‘ zu gestalten (schon diese Formulierung sollte nachdenklich stimmen!), in Belanglosigkeit oder läppische Launigkeit abgleitet. Wenn ich meine unterschiedlichen Gottesdienstenerfahrungen gewichte, so vermisse ich jedenfalls Ernsthaftigkeit und Ehrfurcht mehr als Spaß und gute Laune.“⁶ Sieht es im katholischen Gottesdienst anders aus? Es ist in diesem Zusammenhang an Kinder- und Jugendgottesdienste zu denken, in denen die Vorbereitungsgruppe sich redlich Mühe gegeben hat, die Adressaten anzusprechen und „bei Laune“ zu halten, die Botschaft des Evangeliums jedoch nur moralisierend oder banalisierend zur Sprache kommt. Ein anderes Beispiel sind die Predigten in Reimform am Fastnachtssonntag. Sie können eine gelungene homiletische Variante sein, wenn der liturgisch-sakrale Kontext angemessen berücksichtigt und das christliche Kerygma auf geistreiche Weise artikuliert wird. In der Eucharistie als der Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi sind sie deplaziert, wenn die Verkündigung zum Klamauk degeneriert und der frohe Ernst der christlichen Botschaft bagatellisiert wird. Dabei ist es immer auch die Frage, ob ein bestimmter Predigttyp – in diesem Fall die Predigt in Reimform – zur Person des Predigers passt. Es ist in diesem Zusammenhang an eine Betrachtung von Karl Rahner über das Lachen und Weinen des Christen zu erinnern, die er an einem Faschingsmontag vor mehr als 50 Jahren vorgetragen hat. Rahner hat damals eine Apologie für das wirkliche und herzhaftes Lachen gehalten, seinen Zuhörern aber gleichzeitig mitgegeben: „wenn es einem nicht liegt, soll man es sich nicht anquälen.“⁷

Das Charisma des Humors auf passende Weise einbringen

Gewiss: man soll sich das Lachen und den Humor nicht anquälen und braucht als Seelensorger weder bei der Predigt noch bei anderen pastoralen Gelegenheiten auf krampfhaft lustig zu sein. Aber wenn einem Prediger ein gleichermaßen liebevoll-fröhlicher wie humorvoller Blick auf die Wirklichkeit zu Eigen ist – warum soll er diese Gabe in der Verkündigung außen vor lassen? Christliche Verkündigung lebt davon, dass sie Zeugnis ist – und das heißt, dass Menschen die Botschaft des Evangeliums mit ihrer ganzen Person auf authentische Weise bezeugen.⁸ Auch die Gottesdienstbesucher wünschen sich mehr Humor in der Predigt. Hierauf weist eine Umfrage aus Österreich hin. Diese Umfrage ist zwar nicht repräsentativ, aber sie zeigt, in welche Richtung die Erwartungen heutiger Gottesdienstbesucher gehen. Danach lassen sich folgende Kriterien für eine gute Predigt nennen: Sie soll glaubhaft sein, Kopf und Herz ansprechen sowie „geist- und humorvoll“ sein.⁹

Die eingangs beschriebenen Predigten aus den USA machen deutlich, dass diese Kriterien innerlich zusammenhängen und wie sie homiletisch umgesetzt werden können. Durch das augenzwinkernde Erzählen persönlicher Erlebnisse haben sich die Prediger selbst als Person in die Verkündigung mit eingebracht und wurden von den Zuhörenden als authentisch erlebt. Durch das Stilmittel des Humors haben sie die Hörerinnen und Hörer nicht nur auf der kognitiven, sondern auch auf der affektiven Ebene angesprochen. Beide humorvollen Episoden sind kein bloßer Gag; vielmehr kommt ihnen im Gesamtduktus der jeweiligen Predigt eine inhaltlich wichtige Funktion zu.

Im ersten Beispiel geht es um den Anspruch des Evangeliums zu vorbehaltloser Nächstenliebe. Durch die Schilderung einer persönlichen (Grenz-)Erfahrung wird die Predigt alltagsnah und geerdet; ein abstrakter Moralismus wird vermieden. Der Prediger signalisiert seiner Zuhörerschaft, dass er

aus eigener Erfahrung um die Schwierigkeiten und Aporien weiß, die der ethische Anspruch des Evangeliums manchmal mit sich bringt. Dies hilft den Hörerinnen und Hörern, sich ähnliche Erfahrungen aus ihrem Lebensumfeld zu vergegenwärtigen. Der Prediger belässt es aber nicht bei einer Empathie der Ausweglosigkeit. Durch die Pointe der Geschichte mit ihrer Komik geht er zu den Widerwärtigkeiten des Lebens auf Distanz und relativiert sie, ohne sie zu trivialisieren oder eine vorschnelle und damit falsche Lösung präsentieren zu müssen. Die Realität wird ernst genommen, erdrückt die Hörerschaft aber nicht. Es wird etwas von dem befreienden und manchmal auch subversiven Blick auf die Wirklichkeit spürbar, der humorvollen Menschen zu Eigen ist und der auch Christen auszeichnen darf.¹⁰

Im zweiten Predigtbeispiel über die paulinische Haustafel greift der Prediger den Widerstand auf, der sich bei nicht wenigen Hörerinnen und Hörern meldet, wenn sie die biblische Perikope hören. Dadurch fühlen sich die Hörerinnen und Hörer ernst genommen und sind eher bereit, den weiteren Ausführungen des Predigers zu folgen. Durch die humorige Schilderung aus der Kindheit des Predigers wird der homiletische „Widerstand“ auf exegetisch fundierte Weise bearbeitet: Denn der Prediger lenkt den Blick der Hörerinnen und Hörer elegant auf das, was Paulus ebenso den Männern ins Stammbuch schreibt und weshalb diese Perikope kein biblischer Beleg für die Diskriminierung von Frauen ist: Nicht nur die Frauen sollen sich ihren Männern unterordnen (Eph 5,22), sondern auch die Männer sollen ihre Frauen lieben, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat – das heißt letztlich bis zum Martyrium und zum Tod (vgl. Eph 5,25). Bezeichnenderweise beginnt die Perikope nicht mit einem Monitum an die Frauen, sondern Paulus setzt ein geschlechtsübergreifendes Postulat an den Anfang, das wie das Vorzeichen vor einer Klammer zu verstehen ist: „Einer ordne sich dem anderen unter in der gemeinsamen Ehrfurcht vor Christus.“ (Eph 5,21)

Humor als ein mögliches Stilelement der Verkündigung

Dieser Beitrag wurde mit einer Frage überschrieben: „Humor in der Predigt?“ Der Gang der Überlegungen hat gezeigt, dass die Frage keineswegs rhetorisch gemeint war und einer differenzierten Antwort bedarf. Denn weil ein krampfhaftes Bemühen um witzige Predigten aufgesetzt und gestelzt wirkt, würde der bloße Ruf nach mehr Humor in der Predigt ebenso zu kurz greifen wie das pauschale Verdikt, Humor und Witz haben im Gottesdienst und in der Predigt nichts zu suchen.

Weil unsere Verkündigung nicht selten abgehoben, floskelhaft und lebensfern wirkt, kann Humor ein Stilmittel sein, um die christliche Botschaft an die Lebenswirklichkeit der Hörerinnen und Hörer rückzubinden und die Verkündigung zu erden. Am besten ist es, wenn sich eine gelungene, witzige Pointe in der Predigtvorbereitung bzw. im freien Predigtvortrag wie von selbst ergibt und sich gut in den thematischen Gesamtduktus der Predigt einfügt. Vor allem ist es wichtig, dass die Art des Humors zur Person des Predigers passt und dem Anlass der Verkündigung angemessen ist. Auch der Beziehungsaspekt ist zu berücksichtigen: Denn einerseits schafft Humor Beziehung, auf der anderen Seite setzt eine bestimmte Form von Humor – wenn er in der rechten Weise verstanden werden will – ein gewisses Maß an Vertrautheit voraus.¹¹ Mit Fingerspitzengefühl muss austariert werden, welche Form von Humor der konkreten Verkündigungssituation und Hörer-Mentalität entspricht. Es versteht sich von selbst, dass Schadenfreude, Witze auf Kosten anderer, derbe Zoten oder zynische Bemerkungen nicht in die Predigt gehören. Im liturgischen Kontext der Verkündigung sind auch Witze, die Ausdruck einer oberflächlichen Spaßmentalität sind, weniger angemessen als ein feiner oder feinsinniger (und oftmals leiser) Humor, der einen tieferen und liebevolleren Blick auf die Wirklichkeit ermöglicht und so dabei hilft, die befreiende Botschaft des

Evangeliums besser zu verstehen. Unter diesen Voraussetzungen dürfte auch in unserer Verkündigung auf das homiletische Stilmittel des Humors als Ausdruck der Glaubensheiterkeit häufiger zurückgegriffen werden, als dies gemeinhin der Fall ist.

Anmerkungen:

- ¹ Im dramaturgischen Spannungsbogen der Eucharistiefeier soll „eine knappe Einführung“ (so das Messbuch) den mitfeiernden Gläubigen dabei helfen, sich für die Begegnung mit dem anwesenden Christus zu öffnen. Vgl. Franz Kohlschein: Gegenwart des Herrn. Von der Bedeutung der Eröffnung und ihrer Gestaltung. In: Gottesdienst 36 (2002) 69.
- ² Die amerikanische Praxis entspricht den Vorgaben des Messbuchs. Auch in der deutschen Ausgabe ist die Homilie als Teil der Liturgie „an allen Sonntagen und gebotenen Feiertagen vorgeschrieben, sonst empfohlen“. Die Feier der Heiligen Messe. Messbuch. Für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Kleinausgabe. Das Messbuch deutsch für alle Tage des Jahres. 2. Aufl. Einsiedeln – Köln / Freiburg – Basel / Regensburg u. . a. 1988, 338. Vgl. auch die Nr. 42 der „Allgemeinen Einführung“ des römischen Messbuchs, wonach die Homilie „besonders für die Wochentage des Advents, der Fasten- und Osterzeit empfohlen (ist) und auch für andere Feste und Anlässe, bei denen die Gläubigen zahlreicher zum Gottesdienst kommen“. Ebd., 37*.
- ³ Peter Bukowski: Humor in der Seelsorge. Eine Animation. Neukirchen-Vluyn 2001, 71 (Anm. 29).
- ⁴ Ebd., 72 (Anm. 29).
- ⁵ Ebd., 45.
- ⁶ Ebd., 71f. (Anm. 29).
- ⁷ Karl Rahner: Vom Lachen und Weinen des Christen. In: Ders.: Das große Kirchenjahr. Geistliche Texte. Herausgegeben von Albert Raffelt. 4. Aufl. Freiburg – Basel – Wien 1992, 165 – 171, bes. 165.
- ⁸ Vgl. in diesem Zusammenhang die Habilitationsschrift des Verfassers. Sie trägt den Titel: Predigt ist Zeugnis. Grundlegung der Homiletik. Freiburg – Basel – Wien 2007.

- ⁹ Paul M. Zulehner, Markus Beranek, Sieghard Gall u. Marcus König: Gottvoll und erlebnisstark. Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste. Ostfildern 2004, 44 u. 97. Eine repräsentative Predigt-Umfrage jüngeren Datums steht indes noch aus.
- ¹⁰ In totalitären Systemen ist die subversive Seite des Humors oft die einzige Möglichkeit, wie sich Widerstand artikulieren kann; darum wird er von den Despoten gefürchtet.
- ¹¹ Es ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass das Wort „Homilie“ sich vom griechischen Verb ὁμιλεῖν ableitet, das soviel wie „sich austauschen, geschwisterlich miteinander sprechen“ meint. Im vertrauten geschwisterlichen Gespräch darf auch der Humor Platz haben.

Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango

Weltkirche in Deutschland

Papst Benedikt XVI. spricht über Afrika

Einführung

Innerhalb eines Jahres hat Papst Benedikt XVI. zwei Male Deutschland, sein Heimatland, besucht: Vom 18. bis 21. August 2005 in Köln und vom 9. bis 14. September 2006 in Bayern. Wenn der Papst überhaupt auf Reise ist und auftritt, tut er es – unabhängig von dem Ort oder Land, in dem er sich aufhält – als Bischof von Rom und Nachfolger des Apostels Petrus sowie als Oberhirt der Römisch-Katholischen Kirche.¹ Nicht nur das, was er redet, wird in der Welt verfolgt, sondern er selber macht deutlich, dass ihm die Lage der Weltkirche am Herzen liegt. Und wenn es erforderlich ist, behandelt er das eine oder andere Thema weltumspannend-kirchlichen Interesses oder er geht konkret auf die eine oder andere Situation einer bestimmten Ortskirche ein. Benedikt XI. hat in Köln und München gezeigt, dass er nicht nur der Papst der Deutschen ist, sondern der ganzen katholischen Welt. Ich habe aus seinen Predigten, Ansprachen und Grußworten, Aussagen herausgelesen, die die Katholische Kirche in Afrika ansprechen. Diese Aussagen möchte ich im Folgenden darstellen und in ihrem Zusammenhang auslegen.

1. In Köln

Anlässlich des XX. Weltjugendtages machte Benedikt XVI. folgende Aussagen über Afrika:

Aussage 1: „[...] dass – soweit mir bekannt ist – hier in Köln einer der Drei Könige als Schwarzer, als ein König aus

Afrika identifiziert und somit ein Vertreter des afrikanischen Kontinents als einer der ersten Zeugen Jesu Christi angesehen worden ist“.²

Am ersten Tag seines Besuchs (am Donnerstag, dem 18. August 2005) hielt der Papst drei Ansprachen: am Flughafen Köln-Bonn, auf dem Rheinschiff und am Roncalliplatz. Die erste Aussage über Afrika kommt in der Ansprache am Roncalliplatz³ vor. Nachdem der Papst vom Dompropst Prälat Norbert Feldhoff am Marien-Portal des Kölner Domes begrüßt worden war und Christus vor dem Schrein der Heiligen Drei Könige im Dom angebetet hatte, wendete er sich an die am Dom bzw. auf dem Roncalliplatz versammelten Jugendlichen aus aller Welt.

In seiner Ansprache erwähnt der Papst seine alte Liebe zu Köln, dem Rom des Nordens und zur Kölner Mentalität sowie seine Begeisterung für die Intelligenz, die Katholizität und die fröhliche Gläubigkeit der Kölner. Er verweist auf die lebendige und väterliche Freundschaft, die er mit den Kölner Erzbischöfen seit Kardinal Frings bis heute immer gepflegt hat. Er lobt die Stadt Köln als einen Ort der Begegnung und der Kulturen und bedankt sich bei den Verantwortlichen für den Einsatz, der das Gelingen des Weltjugendtages ermöglicht hat. Dann kommt er auf die „Heiligen Drei Könige“, die die Stadt Köln kennzeichnen und sie zu einem der bedeutendsten Wallfahrtsorte machen, zu sprechen, nachdem er an einige berühmte geistliche Persönlichkeiten, die in Köln gelebt und gewirkt haben, erinnert hatte (Ursula mit Gefährtinnen, Bonifatius, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Adolph Kolping und Edith Stein).

Benedikt XVI. unterstreicht – nach einem kurzen Exkurs über den Weg der Drei Könige aus dem Orient nach Köln über Mailand – den Einfluss des Reliquiars der Heiligen Drei Könige auf die Geschichte, die Kultur und den Glauben Kölns. Hier ruft er in Erinnerung, dass einer der Drei Könige als ein Schwarzer und ein König aus Afrika identifiziert wurde. Der Papst setzt seinen

Gedankengang mit der Erläuterung fort, dass dieser König und Vertreter des afrikanischen Kontinents als einer der ersten Zeugen Jesu Christi angesehen worden ist. Mehr geschichtliche Hintergründe zu der o.g. Identifizierung gibt der Papst nicht. Es geht ihm auch nicht darum, kirchengeschichtliche Kenntnisse zu unterbreiten. Er bezieht sich einfach auf die jahrhundertlange Annahme der Kirche und geht davon aus, dass diese Annahme im kollektiven Gedächtnis der Anwesenden präsent ist. In der Tat ist der Glaube daran, dass einer der Drei Könige dunkelhäutig war, verbreitet: Die Kunst stellt ihn so dar; unter den Sternsängern, die jedes Jahr zum Fest „Erscheinung des Herrn“ im Auftrag des Hilfswerkes Missio für Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika sammeln gehen, ist immer einer mit dunkel geschminkter Haut dabei als Stellvertreter für den schwarzen König.⁴

Die Aussage des Papstes darüber, dass es unter den Drei Königen auch einen Vertreter Afrikas gab und somit einen der ersten Zeugen Jesu Christi, erinnert mich auch an den Äthiopier aus der Apostelgeschichte (8, 26–40). Wir wissen ja, im Zug der Verfolgung der Urchristen nahm das Evangelium gerade den Weg von Jerusalem bis an die Grenzen der Erde.⁵ So stellt uns die Apostelgeschichte einen Vertreter aus Afrika⁶ unter den ersten dar, die die Botschaft annahmen und sich taufen ließen. Der Äthiopier befand sich auf dem Weg von Jerusalem in die Heimat⁷ und las aus der Hebräischen Bibel den Propheten Jesaja. Als er Philippus auf ihn zukommen sah, bat er ihn um die Auslegung der Jesaja-Stelle, kam im Anschluss daran zum Glauben an Jesus und ließ sich von Philippus taufen. Wir haben hier ein typisches Beispiel für die Taufkatechese, wenn es sich um die Erwachsenentaufe handelt.

Dass Benedikt XVI. am ersten Tag seines Besuches einen der Drei Könige, den sogenannten Afrikaner, besonders erwähnt, ist für mich mehr als ein bloßes Zeichen des Respekts vor den anwesenden Afrikanern. Er macht eine Aussage von großer missionsgeschichtlich-theologischer Bedeutung: Von

Anfang an, nach der Erscheinung Gottes in Jesus von Nazareth und seit der Verbreitung des Evangeliums und damit des Glaubens an Jesus ist Afrika immer beteiligt gewesen. Es ist kein im Dunkel verschwindender Kontinent wie es manchmal dargestellt wird. Es hat von vornherein das lumen christi gesehen. Ob dieses Bekenntnis allen – trotz der allgemein bekannten Drei-Könige-Erzählung und Taufe des Äthiopiens – bewusst ist, sei dahin gestellt. Die Frage nach der kirchengeschichtlichen Weiterentwicklung des Glaubens der ersten Stunde in Afrika bildet ein weiteres Thema, das hier den Rahmen sprengen würde.

Aussage 2: „Ein lieber Gruß auch an Euch, liebe afrikanische Jugendliche! Tragt in Euren großen und geliebten Kontinent die Hoffnung, die Christus Euch geschenkt hat! Seid überall Verbreiter von Frieden und Brüderlichkeit!“⁸

Zum Abschluss der Eucharistiefeier auf dem Marienfeld begrüßte der Papst die anwesenden Jugendlichen in verschiedenen Sprachen, nachdem er allen gedankt und das Angelusgebet gesprochen hatte. Hier wendete sich Benedikt auch ausdrücklich an die afrikanischen Jugendlichen in Swahili-Sprache, die in einigen afrikanischen Ländern (Burundi, DR Kongo, Kenya, Mozambik, Rwanda, Tanzania, Uganda und Sambia) gesprochen wird. Im Anschluss an die Ansprache (die teils in Deutsch, Italienisch, Spanisch, Französisch und Englisch⁹ gehalten wurde) und an die Eucharistie (auf Deutsch) durften am Ende der Eucharistiefeier Jugendliche aus Afrika und afrikanischer Abstammung in einer ihrer Heimatsprachen eine an sie besonders gerichtete Botschaft vernehmen: Sie sollen die in Christus erfahrene Hoffnung in ihren Kontinent, der – wie wir alle es wissen – politisch und wirtschaftlich sowie sozial hoffnungslos zu sein scheint und zu den dort durch Kriege, Elend, Hungersnot und Krankheiten zerschlagenen Menschen die christliche Botschaft des Friedens und der Solidarität bringen.

Der Heilige Vater zeigt sich also mit Afrika solidarisch, indem er durch die Weltjugendtagsteilnehmer die Menschen dort mit der Botschaft des Glaubens trösten will. Es war vielleicht nicht der geeignete Ort, sich direkt an die in Afrika politisch Verantwortlichen zu wenden. Bei anderen Gelegenheiten aber macht der Papst von seiner Stellung Gebrauch, um ein befreiendes Evangelium zu verkünden. Seine Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1. Januar 2007 z.B. beinhaltet eine solche Botschaft. Darin ruft er nicht nur Christen auf, unermüdete Friedensstifter und mutige Verteidiger der Würde des Menschen und seiner unveräußerlichen Rechte zu sein, sondern er spricht alle Regierenden und Verantwortlichen der Nationen sowie alle Menschen guten Willens an: Er übermittelt ihnen seinen Friedenswunsch, fordert sie auf, zusammen mit den internationalen Organen wie UNO ihre Rolle als Verteidiger der Grundrechte der Person und der Völker zu übernehmen.¹⁰ Er sieht in bewaffneten Konflikten, Terrorismus und verschiedenen Formen von Gewalt sowie in Sterben durch Hunger, Abtreibung, Experimente an Embryonen und Euthanasie einen Angriff auf den Frieden.¹¹ Was Afrika angeht, sagt er ausdrücklich: „Die äußerst schwere Not, unter der viele Völker vor allem des afrikanischen Kontinents leiden, ist Ursprung gewaltsamer Einforderungen der Ansprüche und stellt deshalb eine schreckliche Verletzung des Friedens dar.“¹²

Mein Anliegen und das vieler Afrikaner ist es, dass der Heilige Vater nicht nur in seinen Reden, sondern auch in seinen Begegnungen mit afrikanischen Regierenden und Verantwortlichen die Stimme der Ohnstimmen sei. Wir wünschen uns von ihm auch eine Vermittlungsrolle bei der internationalen Gemeinschaft, um afrikanische Regierungen zu beeinflussen, die die Rechte ihrer Völker mit Füßen treten. Völkern Afrikas müssen alle Grundrechte zurück gegeben werden, damit sie in Frieden an der Entwicklung ihres Kontinents arbeiten und ihren Anteil an den Gütern der Erde erhalten können. Solange dies noch nicht geschieht, versündigt sich die Welt weiter an der Würde der in Afrika

lebenden Menschen. Von daher hat der Papst Recht, aufzutreten und sich für die Menschen in Afrika einzusetzen. In seiner Predigt zu Ostern (am 8. April 2007) weist er auf Verwunderungen, Schmerzen und menschliche Tragödien in der Welt: Ausdrücklich denkt er mit Besorgnis an die Lage in afrikanischen Regionen: „In Darfur und in den Nachbarländern dauert eine katastrophale und leider unterschätzte humanitäre Situation an; in Kinshasa, in der Demokratischen Republik Kongo lassen die Zusammenstöße und Plünderungen der vergangenen Wochen um die Zukunft des kongolischen demokratischen Prozesses und um den Wiederaufbau des Landes fürchten; in Somalia rückt die Wiederaufnahme der Gefechte die Friedensaussicht in die Ferne und belastet die regionale Krise, besonders was die Bevölkerungsbewegungen und den Waffenhandel betrifft; eine schwere Krise peinigt Simbabwe, für deren Überwindung die Bischöfe des Landes in einem Dokument kürzlich als einzigen Weg das Gebet und den gemeinsamen Einsatz für das Gute angegeben haben“.¹³ Es ist davon auszugehen, dass der Appell des Papstes in den erwähnten Ländern vernommen wurde.

2. In Bayern kommt Afrika in den Ansprachen des Papstes drei Male vor

Aussage 3: *„Augustinus hat diesen Psalm¹⁴ mit Liebe immer wieder aufgenommen und hat in diesem Wort: ‚Ich war wie ein Vieh vor dir‘ (iumentum im Lateinischen) die Bezeichnung für die Zugtiere gesehen, die damals in der Landwirtschaft in Nordafrika üblich waren, und er hat sich selbst in dieser Bezeichnung ‚iumentum‘ als Lasttier Gottes wieder erkannt, sich selbst darin gesehen als einen, der unter der Last seines Auftrages der ‚sarcina episcopalis‘ steht. Er hatte von sich aus das Leben eines Gelehrten gewählt und war, wie er dann sagt, von Gott zum ‚Zugtier‘ Gottes bestimmt worden [...]. Doch dann erkannte er: Wie das Zugtier ganz nahe bei dem Bauern ist, unter dessen Führung es arbeitet, so bin ich ganz nahe*

*bei Gott, denn so diene ich ihm unmittelbar für das Errichten seines Reiches, für das Bauen der Kirche“.*¹⁵

In diesem Zitat ist das Lieblingsmotiv des Papstes leicht zu erkennen, nämlich der „Bär“. Es wird in dem unserem Zitat vorangehenden Abschnitt ausdrücklich erwähnt. Es geht um den Bären des heiligen Korbinian: nachdem er seine Hausaufgabe getan hatte, d.h. das Gepäck des heiligen Korbinian zur Strafe nach Rom geschleppt hatte, wurde er dort freigelassen. Der Papst knüpft hier an die Zeit seiner Ernennung zum Erzbischof von München und Freising an, als er sich an diese Geschichte erinnerte, sie in Verbindung mit der Interpretation des heiligen Augustinus von Psalm 72 [73], Versen 22 und 23 machte und sie auf ihn bezog. Wer sich das Wappen von Benedikt XVI. anschaut, der muss das Symbol Bär darauf erkennen.¹⁶

Der Heilige Vater hält seine Ansprache am Platz zu Füßen der Mariensäule in München wie damals anlässlich seiner Ernennung zum Erzbischof von München und Freising. Dabei bezieht er wieder die Geschichte des o.g. Bären des heiligen Korbinian, des Patrons des Erzbistums München und Freising, auf sich und seinen Dienst, indem er schreibt: „Auf dem Hintergrund der Gedanken des Bischofs von Hippo [Augustinus] ermutigt mich der Bär immer neu, meinen Dienst mit Freude und Zuversicht zu tun – vor dreißig Jahren wie auch nun in meiner neuen Aufgabe – und Tag für Tag mein Ja zu Gott zu sagen: Ein Lasttier bin ich für dich geworden, doch gerade so bin ich „immer bei dir“ (Ps 72[73],23). Der Bär des heiligen Korbinian wurde in Rom freigelassen. In meinem Fall hat der Herr anders entschieden“.¹⁷

Aufschlussreich für uns in diesem Kontext ist die Erläuterung des o.g. Motivs mit Hilfe der Gedanken des Bischofs und Theologen Augustinus (354–430) aus Nordafrika. Benedikt XVI. bringt uns dadurch mit der Zeit blühender Kirchen- und Theologiegeschichte Afrikas in Verbindung. Mehr noch, er macht uns etwas bewusst, was für

die meisten der Nichttheologen unter den Christen unbekannt und für die meisten Theologen nur ein Stück Geschichte ist. Der Papst weiß aber um die Bedeutung des Augustinus. In der Tat vertritt Augustinus das Christentum wie es sich zu Beginn in Afrika bzw. in Nordafrika entwickelt hatte. Das heißt, das Christentum war bereits im zweiten Jahrhundert in allen Randländern des Mittelmeeres bis in die entfernten Gebieten des römischen Imperiums verbreitet. So wurden auch dem Christentum neue Räume in Nordafrika erschlossen. Die Geschichte legt Zeugnis über das Martyrium in Scillium (Numidien), über eine große Zahl der Christen im Jahr 212 – vor allem in den Städten – und der Bischöfe (bis Mitte des 3. Jahrhundert bei den afrikanischen Synoden) sowie über die intensive theologische Aktivität (durch die berühmte theologische Schule in Alexandrien und einzeltheologische Schriftsteller wie Pantänus, Klemens, Origenes, Tertullian, Cyprian, Augustinus usw.¹⁸). Im 5. und 6. war die afrikanische Kirche noch blühender als zuvor. Sie zählte mindestens doppelt so viele Bistümer als die ca. 250. Die arabische Eroberung brachte ihr aber den Untergang.¹⁹ Augustinus hat die Theologie der Kirche bis auf den heutigen Tag beeinflusst. Benedikt XVI., der sich immer schon mit Augustinus beschäftigte, weiß diesen Beitrag zu würdigen.

Das bedeutet, über die biblischen Stellen und die Drei-Könige-Tradition hinaus, die Afrika erwähnen und es in die Heilsgeschichte einbeziehen, bezeugen die ersten Jahrhunderte die Entwicklung der Kirche und des Christentums auf dem afrikanischen Boden frühzeitig durch die missionarische Verbreitung christlicher Verkündigung. Wenn diese Entwicklung so weiter gegangen wäre und das Christentum vom Norden aus andere Teile Afrikas erreicht hätte, hätten heute das Christentum und die Kirche in Afrika ein anderes Gesicht. Diese erste Geschichte des Christentums in Afrika ging leider unter. Dabei muss die Islamisierung Nordafrika einen großen Einfluss gehabt haben.²⁰ Afrikaner mussten dann lang warten bis die Handels- und Entdeckungsreisen und

die Kolonialzeit durch Europa sie wieder in Berührung mit dem Christentum brachten.

Der Papst bezieht sich also auf den berühmten Bischof und Theologen aus dem damaligen Nordafrika; er würdigt ihn und nimmt uns mit auf den Weg der Betrachtung. So können wir einen positiven Blick in die christliche Vergangenheit Afrikas werfen. Das ist mit anderen Worten ein Appell an interessierte Theologen, sich mit dieser Vergangenheit intensiv und zielorientiert zu befassen, um vielleicht aus der damaligen Begegnung der christlichen Botschaft mit dem afrikanischen Boden Rückschlüsse für heute zu ziehen. Eine solche Annäherung wäre mehr als nur sich geschichtlich über die erste Ausbreitung des Christentums in Afrika zu informieren.

Aussage 4: *„Dann und wann sagt aber ein afrikanischer Bischof zu mir: ‚Wenn ich in Deutschland soziale Projekte vorlege, finde ich sofort offene Türen. Aber wenn ich mit einem Evangelisierungsprojekt komme, stoße ich eher auf Zurückhaltung‘. Offenbar herrscht da bei manchen die Meinung, die sozialen Projekte müsse man mit höchster Dringlichkeit voranbringen; die Dinge mit Gott oder gar mit dem katholischen Glauben seien doch eher partikulär und nicht so vordringlich. Doch ist es die Erfahrung dieser Bischöfe, dass die Evangelisierung vorausgehen muss; dass der Gott Jesu Christi bekannt, geglaubt, geliebt werden, die Herzen umkehren muss, damit auch die sozialen Dinge vorangehen [...]“.*²¹

Am 10. September, einen Tag nach seiner Ankunft in Bayern feierte der Papst mit den versammelten Gläubigen die Eucharistie auf dem Freigelände der Neuen Messe in München-Riem. Er hielt eine Predigt, der das o.g. Zitat entnommen worden ist. Ausgehend von den drei Lesungen des Tages behandelte er das Thema „Gott als Zentrum der Wirklichkeit und als Zentrum unseres eigenen Lebens“.

In der Ausführung dieses Themas bringt der Heilige Vater den Kern seiner Gedanken auf den Punkt mit einem Begriff, der den Zu-

hören anschaulich ist. Er sagt: „Es gibt nicht nur die physische Gehörlosigkeit, die den Menschen weitgehend vom sozialen Leben abschneidet. Es gibt eine Schwerhörigkeit Gott gegenüber, an der wir gerade in dieser Zeit leiden“²². Diese Schwerhörigkeit steht im Gegensatz dazu, dass die Taufe uns in die Gemeinschaft der Hörenden und Redenden hineinführt. Damit nennt der Papst beim Namen ein „Defizit in unserer Wahrnehmungsfähigkeit [...] – einen Mangel, den wir zunächst gar nicht als solchen spüren, weil ja alles andere sich durch seine Dringlichkeit und Einsichtigkeit empfiehlt; weil ja scheinbar alles normal weitergeht, auch wenn wir keine Ohren und Augen mehr für Gott haben und ohne ihn leben“²³. Die Anspielung darauf, dass die Sache Gottes in Deutschland und im Westen immer weniger Raum findet, liegt hier auf der Hand. Um dann seine Diagnostik zu unterstützen, bringt der Papst die Erfahrungen aus seinen Begegnungen mit den Bischöfen der Welt ein bzw. die Meinung der Bischöfe aus Afrika bei ihren Ad-Limina-Besuchen. Diese Meinung gibt er in der o.g. Aussage wieder.

Diese Meinung erklärt Benedikt XVI. seinen Zuhörern mit den Worten: „Die Völker Afrikas und Asiens bewundern zwar die technischen Leistungen und unsere Wissenschaft, aber sie erschrecken vor einer Art von Vernünftigkeit, die Gott total aus dem Blickfeld des Menschen ausgrenzt und dies für die höchste Art von Vernunft ansieht, die man auch ihren Kulturen beibringen will. Nicht im christlichen Glauben sehen sie die eigentliche Bedrohung ihrer Identität, sondern in der Verachtung Gottes und in dem Zynismus, der die Verspottung des Heiligen als Freiheitsrecht ansieht und Nutzen für zukünftige Erfolge der Forschung zum letzten ethischen Maßstab erhebt“²⁴. Dem Papst ist die Situation der Kirche in der westlichen Welt bekannt: Rückgang von Kirchenbesuchern und praktizierenden Christen sowie die geringere Rolle des Glaubens in der Öffentlichkeit. So ist verständlich, dass sein Anliegen es ist, dass der Glaube an Gott – wohlgernekt in Freiheit – wieder wächst, damit man die

damit verbundene Ehrfurcht vor dem Heiligen wieder lernen kann.²⁵ Dafür bedient er sich der Kritik der afrikanischen Bischöfe und stellt sie zum Nachdenken vor. Dieses verbindet er mit der Bitte, dass Gott die Schwerhörigkeit gegenüber seinem göttlichen Wirken und Wort heilen und die Menschen hörend und sehend machen möge.

Aussage 5: *„Dazu haben wir uns hier versammelt, diese Bitte zum Herrn der Ernte hinaufzuschicken. Ja, die Ernte Gottes ist groß und wartet auf Arbeiter – in der sogenannten Dritten Welt, in Lateinamerika, in Afrika, in Asien warten die Menschen auf Boten, die ihnen das Evangelium des Friedens, die Botschaft von dem Mensch gewordenen Gott bringen“*²⁶.

Den Zusammenhang dieser Aussage bildet das Treffen (in der Basilika der heiligen Anna gegenüber dem Heiligtum am Gnadenort Altötting) mit Seminaristen, Priestern, Ordensleuten und Mitgliedern des Werkes für geistliche Berufe. So wundert es nicht, dass bei einer solchen Versammlung auf die Frage nach der Berufung für den Dienst in der Nachfolge Christi eingegangen wird. In der Tat macht der Papst in seiner Rede von vornherein deutlich, dass die Berufung das Thema der Versammlung bildet. Daran knüpft er unmittelbar mit der Stelle Mt 9,37 f. an, wo es geschrieben steht: *„Die Ernte ist groß, aber die Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden“*. Die hier formulierte Bitte macht er dann zum eigenen Anliegen und zu dem der Versammelten. Er konkretisiert seine Bitte, indem er zunächst an die sogenannte Dritte Welt, bzw. an Lateinamerika, Afrika und Asien denkt: Er lädt seine Zuhörer zur Bitte ein um Arbeiter im Weinberg des Herrn für die Menschen dort. Ob der Heilige Vater die in den letzten Jahrhunderten von Europa ausgegangene Missionierung im Sinne hat, bleibt offen; auf jeden Fall denkt er an die Evangelisierungsarbeit überhaupt, welche das Wesen der Kirche ausmacht.

Außerdem bleibt Benedikt XVI. nicht bei der allgemeinen Bitte um Arbeiter stehen, sondern er füllt sie mit Inhalt, nämlich dass die Arbeiter für die Ernte des Herrn in den o.g. Kontinenten keinen anderen Auftrag haben als den, das Evangelium Jesu zu verkünden, vor allem die Friedensbotschaft. Damit sind wir wieder beim Thema „Frieden“, welches auch den Inhalt einer seiner Aussagen in Köln ausmachte. Das bedeutet, auch in Bayern verleiht der Papst seinem Anliegen für den Frieden in den Ländern der sogenannten Dritten Welt Nachdruck. Aber im Gegensatz zu Köln gilt der Auftrag hier den „Berufenen“, d.h. den amtlichen Boten des Evangeliums. Was das Anliegen für den Frieden angeht, möge der Leser auf unsere Ausführungen zur „Aussage 2“ zurückgreifen.

Man sieht, es liegt dem Papst am Herzen, dass Menschen nicht nur im Westen, sondern in der ganzen Welt, bzw. im Süden in Frieden leben dürfen. Noch wichtiger ist ihm der Beitrag der Christen dazu, vor allem der der Verkünder des Evangeliums. Jetzt verstehen wir, warum Benedikt XVI. beim Thema Berufung zunächst an die Evangelisierung in Lateinamerika, Afrika und Asien denkt: nicht weil dieses Thema in Deutschland und Europa wenig wichtiger ist, sondern weil er damit die Aufgabe für den Frieden, den Lateinamerikaner, Afrikaner und Asiaten dringend brauchen, verbinden will. Diese päpstliche Friedensbotschaft ist von Bayern aus in die Welt gegangen und in den betroffenen Ländern vernommen worden. Alle, die sich für den Frieden in der Welt einsetzen, fühlen sich dadurch ermutigt und getragen.

Weil das Thema „Verkündigung des Evangeliums“ in Deutschland und Europa sowie in der ganzen Welt heute aktueller denn je ist, geht der Papst auch darauf ein.²⁷ Er sagt: „Und auch im sogenannten Westen, bei uns in Deutschland wie auch in den Weiten Russlands gilt, dass die Ernte groß sein könnte. Aber es fehlen die Menschen, die bereit sind, sich zu Gottes Erntearbeitern zu machen“²⁸. Mit dieser Feststellung macht er deutlich, dass der Mangel an Arbeitern für

die Ernte des Herrn ein weltkirchliches Problem ist. Umso dringender die Bitte an den Herrn der Ernte. Diese Bitte deutet der Bischof von Rom als Anklopfen an die Tür Gottes und gleichzeitig als Anklopfen an das Herz der Menschen, damit sie auf den Ruf Gottes antworten. Hier findet er den Übergang zum Thema „Berufung“, d.h. zum „Ja“ der Menschen zum Ruf Gottes und seiner Sendung. So entwickelt er seine Ausführungen (zu den geistlichen Berufen), die er den versammelten Seminaristen, Priestern, Ordensleuten und Mitgliedern des Werkes für geistliche Berufe mit auf den Weg gibt.

Schlusswort

Afrika wird oft mit Konflikten, Krisen, Bürgerkriegen, Instabilität, Unsicherheit, Unruhe, Staatszerfall, Menschenrechtsverletzung, Korruption, Katastrophen, Krankheiten, Hunger, Armut, Analphabetismus und Unterentwicklung identifiziert. In den Köpfen von vielen ist Afrika ein hoffnungsloser Kontinent. Zu diesem negativen Bild Afrikas tragen am stärksten die Berichtserstattungen in den Medien bei. Betrachtet man auch den politischen Diskurs im Westen über Afrika genau, merkt man, dass er noch nicht ganz von den Reflexen aus der kolonialen und neokolonialen Zeit befreit ist. Eine echte Afrikapolitik (aus der westlichen Interventionsbereitschaft) zur Bekämpfung und Eindämmung der o.g. Missstände sowie zur Prävention, damit in Afrika Rahmenbedingungen für eine Entwicklungsdynamik entstehen, lässt auf sich warten. Die Europäische Union ist schon dabei, ihre Afrikapolitik neu zu definieren, aber der Weg bis zur Anerkennung der afrikanischen Länder als volle bilaterale Partner ist lang.

Gegenüber diesem „Afro-Pessimismus“ steht der „Afro-Optimismus“, den der Papst in seinen Aussagen über Afrika in Deutschland wahrnehmen lässt. Das bedeutet, der Heilige Vater gibt im Gegensatz zur negativen Wahrnehmung Afrikas im Alltag und in der Politik positive Beispiele aus der christ-

lichen Sicht (die afrikanische Vertretung unter den „Drei Königen“, die Besinnung auf die Gelehrsamkeit des afrikanischen Bischofs Augustinus und das Glaubenszeugnis der afrikanischen Bischöfe für die Kirche im Westen, wo die „Schwerhörigkeit“ Gott gegenüber immer mehr herrscht). Außerdem zeigt er, dass er die sozialen und politischen Probleme Afrikas nicht ignoriert oder klein reden will, sondern er entwickel eine Dynamik der Hoffnung, ohne die Christen nicht bestehen können: Er betet für den Frieden und trägt Christen und Missionaren (Verkündern) sowie allen Menschen guten Willens bzw. den Verantwortlichen auf, durch ihr Engagement Afrika zu einem hoffnungsvollen, friedlichen und menschenfreundlichen Kontinent zu machen.

So wird der Papst zur Stimme der Ohnstimmen und zum Anwalt der Geringsten, indem er den Willen Gottes bekannt gibt, damit die Herzen umkehren und die sozialen und politischen Dinge zugunsten des Menschen vorangehen. Benedikt XVI. macht sich – sozusagen – zum Vertreter einer Evangelisierung, die Gottheit und Menschheit miteinander verbindet. Ich denke, nur eine solche Evangelisierung kann heutzutage ankommen.

Anmerkungen:

- ¹ Mehrmals weist der Papst immer wieder darauf hin. Siehe seine Predigten, Ansprachen und Grußworten in Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 169). Bonn 2005; (Nr. 174). Bonn 2006.
- ² Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr.169), 37.
- ³ Roncalliplatz liegt am Kölner Dom.
- ⁴ Ich selber hatte in meiner Kaplan-Zeit in Bornheim-Hersel die Möglichkeit wahrgenommen, als dunkelhäutiger Sternsinger aufzutreten. Ich trug dadurch dazu bei, dass meine Gruppe mehr Geldscheine in Empfang nahm als andere Gruppen. Es blieb aber bei diesem einzigen Mal.
- ⁵ Entsprechend der Anweisung des Auferstandenen: Mt 28,16–20; Mk 16,15–16; vgl. Lk 24,47; Apg 1,8.
- ⁶ Die Neuchirchner Kinder-Bibel nennt ihn „Minister aus Afrika“.

- ⁷ Fachleute identifizieren die Heimat des Äthiopiens mit Nubien (im heutigen Gebiet Sudans). Es wird auch angenommen, dass es in den ersten Jahrhunderten dort eine christliche Gemeinde blühte.
- ⁸ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr.169) Bonn 2005, S. 94.
- ⁹ Sie ist in Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 169) Bonn 2006 nur in Deutsch wiedergegeben.
- ¹⁰ Papst Benedikt XVI.: Der Mensch – Herz des Friedens, In: Amtsblatt des Erzbistums Köln, 1. Januar 2007, 2. 5.
- ¹¹ Ebd., 3.
- ¹² Ebd.
- ¹³ L'Osservatore Romano. Nr. 15 (13. April 2007), 5.
- ¹⁴ Es geht um den Psalm 72 [73], 22.23: „Ich war töricht und ohne Verstand, war wie ein Stück vor dir. Ich war aber immer bei dir, du hältst mich an meiner Rechten“.
- ¹⁵ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 174) Bonn 2006, 32–33.
- ¹⁶ Neben dem Bär enthält das Wappen zwei weitere Elemente, den Freisinger Mohr (als Symbol für das Fürstbistum Freising) und die Jakobsmuschel (als christliches Pilgeremblem), alle drei aus Ratzingers Wappen als Erzbischof von München und Freising.
- ¹⁷ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 174) Bonn 2006, 33
- ¹⁸ Mehr dazu in der Kirchengeschichtbüchern: z.B. J. Rogier/R. Aubert/M.D. Knowles (Hrsg.): Geschichte der Kirche. Bd. 1. Einsiedeln/Zürich/Köln 1963, 72–76; Hubert Jedin (Hrsg.): Handbuch der Kirchengeschichte. Bd. 1. Freiburg/Basel/Wien 1965, 237–244; August Franzen: Kleine Kirchengeschichte (Herder Taschenbuch 1577). Freiburg/Basel/Wien 31993, 29.31-32.42-46.
- ¹⁹ Siehe Hubert Jedin/Kennet Scott/Jochen Martin (Hrsg.): Atlas zur Kirchengeschichte. Die christlichen Kirchen in Geschichte und Gegenwart Freiburg/Basel/Wien 1970, 22*.
- ²⁰ Alexandrien fiel 640 unter die islamische Herrschaft, was nicht ohne Konsequenzen für die Gestaltung der Christenheit im Lauf der Zeit blieb. Siehe u.a. Hubert Jedin (Hrsg.): Handbuch der Kirchengeschichte. Bd. 2. Freiburg/Basel/Wien 1975, 87–92.
- ²¹ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 174) Bonn 2006, 40.
- ²² Ebd., 38.
- ²³ Ebd., 40.
- ²⁴ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 174). Bonn 2006, 41.
- ²⁵ Ebd.
- ²⁶ Ebd., 58.
- ²⁷ Bei anderen Gelegenheiten wie „aus Anlass der Ad-Limina-Besuche der deutsche Bischöfe im

November 2006“ berührt der Papst die dringende gewordene Frage nach der Glaubensverkündigung in Deutschland und im Westen allgemein. Er schneidet die negativen Folgen für den Glauben und die religiöse Praxis durch die Säkularisierung und das religiös entfremdete soziale Umfeld. Er ermutigt die deutschen Hirten und ihre Gläubigen, nicht zu resignieren, sondern das Zeugnis für das befreiende und rettende Evangelium Christi zu geben. Dann fordert er sie u.a. zur Weitergabe des Glaubens auf unterschiedlichen Ebenen, zum Bekenntnis zu den christlichen Werten und ihrer Rolle im politischen und gesellschaftlichen Handeln, zur missionarischen Arbeit in der Vermittlung des Glaubens an die kommenden Generationen, zur Erfüllung der Sendung der Kirche (durch Priester, Diakone, Ordensleute und Laien sowie Gläubigen), die zu den Herausforderungen der Kirche in Deutschland gehören, auf (siehe Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls [Nr. 176]. Bonn 2006, 16, 17, 18, 19, 31, 34).

²⁸ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls (Nr. 174). Bonn 2006, 58.

Literaturdienst

Mirjam Schambeck: *Mystagogisches Lernen. Zu einer Perspektive religiöser Bildung*. Echter-Verlag, Würzburg 2006. 460 S.; 35,00 Euro.

Ausgehend von der These, dass Glaube Erfahrung voraussetzt, ist der Aspekt des mystagogischen Lernens ein zentraler Blickwinkel für Konzepte religiöser Bildung. Angesichts der derzeitigen Debatte um einen neuen Erfahrungsbezug in Feldern religiöser Bildung, vor allem dem Religionsunterricht, bringt die in Regensburg vorgelegte, schwergewichtige Habilitationsschrift Sr. Dr. Mirjam Schambecks SF eine wichtige Klärung hinsichtlich des Begriffs bzw. des Konzepts von Mystagogie und hinsichtlich der Möglichkeiten mystagogischen Lernens.

Dazu untersucht sie zunächst Konzepte der Mystagogie in der Alten Kirche. Hier wird bereits deutlich, dass mystagogisches Lernen schon immer ein umfassender und vielgestaltiger Prozess war, jedoch mit dem gemeinsamen Ziel, den Menschen für die Gottesbegegnung zu disponieren. Ähnliche mystagogische Linien spürt sie in der Theologie Bonaventuras auf, in der noch deutlicher die Bedeutung des menschlichen Erfahrungshorizontes für die Gottesbegegnung hervortritt. Als herausragendes Beispiel einer erfahrungsorientierten und anthropologisch gewendeten Theologie gilt Karl Rahner, so dass der Weg von Bonaventura nicht weit ist zur Mystagogie in der Theologie Karl Rahners, die dieser auf dem Hintergrund der ignatianischen Exerzitien entwickelt; ein Ansatz, der für die Praktische Theologie der Gegenwart wohl am folgenreichsten war. Hier bestätigen sich noch einmal die bislang zusammengetragenen Beobachtungen: Mystagogie ist eine komplexe, offene, dynamische Angelegenheit, die dazu dient, eine grundsätzlich auf beiden Seiten freie, jedoch aufeinander angelegte Beziehung zwischen Gott und dem Menschen anzubahnen. Gotteserfahrung ist dabei zugleich Voraussetzung wie Ziel des Prozesses. Bildet eine „kenotische Christologie“ die „Sinne mystagogischer Wege“, so sind vor allem die Grenzsituationen und Leiderfahrungen, die Begegnung mit den Tiefen menschlichen Lebens und das Mitfühlen mit den Notleidenden Orte, die an die Verwiesenheit auf Gott erinnern.

Hier kann Religionspädagogik ansetzen. Die von der Verfasserin ausgewählten und von ihr vorgestellten, neueren religionspädagogischen Entwürfe nehmen

jedoch auf diesen Punkt nur wenig Bezug, während hingegen der – hier nicht aufgenommene – Ansatz N. Mettes („Identität in universaler Solidarität“) oder die Überlegungen im Rahmen des „compassions-Projektes“ (J.B. Metz, L. Kuld u.a.) noch deutlicher die Nähe zum kenotischen Aspekt des mystagogischen Lernens hätten hervortreten lassen.

Dennoch gehören Leiderfahrungen als ein „qualifizierter Ort“ von Gotteserfahrung“ zum „Proprium mystagogischen Lernens“, das die Verfasserin abschließend skizziert. Hier wird noch einmal deutlich, dass mystagogisches Lernen sich einfügt in den Ansatz subjektorientierter Bildung und diesen inhaltlich neu akzentuiert – und umgekehrt.

Diesem Ansatz, den die Verfasserin – fast zu bescheiden – nur als eine „Perspektive“ des bildungstheoretischen Konzepts versteht, sind auch Grenzen gesetzt. Diese sieht die Verfasserin vor allem dort, wo im Blick auf den Religionsunterricht der vom Synodenbeschluss gesetzte Rahmen erweitert wird. Die Gefahr der Vereinnahmung durch materialkerygmatische Ansprüche, die nicht von der öffentlichen (weltanschaulich pluralen Situation der) Schule ausgehen, und die angesichts der Debatte um einen „formativen Religionsunterricht“ gegeben sind, wird klar erkannt. So sehr auch Schule und Religionsunterricht einen Erfahrungsraum bilden, so kann es ebenso wenig darum gehen, die bewährte Unterscheidung von schulischem Unterricht und gemeindlicher Katechese aufzuheben – bei aller Verwiesenheit aufeinander.

Hier zeigt sich, dass dieser Ansatz noch sehr viel mehr Potential im Blick auf Konzepte gemeindlicher Katechese enthält, als in der vorliegenden Arbeit entfaltet wurde.

Die Fülle an Informationen, Belegen und Querverweisen, längere biographische Angaben und umfangreiche Zitate in den Fußnoten machen die Arbeit fast zu einem Nachschlagewerk.

Patrik C. Höring

Andreas M. Rauch: Ein Offizier gegen Hitler. Oberleutnant Dr. Randolph von Breidbach-Bürresheim (1912–1945). Nomos-Verlag, Baden-Baden 2007. ISBN 978-3-8329-2643-4. 114 S.; 22,00 Euro.

Vor dem aktuellen Hintergrund der Mediendiskussion über einen amerikanischen Schauspieler mit speziellem Bekenntnis für den bekannten deutschen Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944, Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der „für ein heiliges Deutschland“ starb, stellt sich die Frage nach katholischen Offizieren unter den Widerstandopfern. Kenner erahnen, dass es sich hier sowohl um eine Leitfigur für den

zweiten Traditionsstrang der Bundeswehr handelt, einen Vetter von Oberst Stauffenberg sowie den Verfasser der geheimen „Breidbach-Berichte“ über die Verbrechen der Wehrmacht an der Zivilbevölkerung und die Gewissensnöte zahlreicher deutscher Soldaten. Neben vier anderen süddeutschen katholischen Widerstands-Offizieren (vgl. H. Moll: Zeugen für Christus, 4. Aufl. 2006, S. XXXVIIIff., 295/98) hatte Breidbach-Bürresheim seine Wurzeln im Rheinland (Bonn, Burg Satzvey), durchlief eine katholisch-adelige Ausbildung (Kloster Metten), trat nur der SA-Reiterschar bei und wollte Jurist und Soldat werden. Nach Promotion in Erlangen und Referendariat in Hamm trat er in München in die Kanzlei Dr. Josef Müller („Ochsensepp“/CSU) ein.

Schon 1939 aus der SA ausgeschlossen und als Leutnant in der Abwehrstelle München konnte er Kontakte zum Vatikan knüpfen. Nach Fronteinsatz in Frankreich (1940), 2. juristischem Staatsexamen (1941) erkrankte er im Einsatz an der Ostfront (1942/43).

Zu den Herausforderungen, die der Autor angesichts der spärlichen Quellenlage zu bewältigen hatte, gehören die Rekonstruktion der Umstände, die nach dem Bekanntwerden seiner Berichte zur Anklage und Verhaltung wegen „Heimtücke“ (u. a. mit D. Bonhoeffer, H. von Dohnanyi) führten. Trotz Freispruch im März 1944 blieb der Haftbefehl für Breidbach-Bürresheim auf Druck des Reichssicherheitshauptamtes in Vollzug. Deshalb wandte sich seine Mutter an seinen Vetter Oberst Stauffenberg, der einen positiven Ausgang garantierte, wohl im Hinblick auf das geplante Attentat. Nach dessen Scheitern wurde Breidbach-Bürresheim unter verschärften Haftbedingungen im Gestapo-Gefängnis Berlin-Moabit verhört und mit einem Sammeltransport am 20.2.1945 ins KZ Sachsenhausen überstellt. Bei fortschreitender Tuberkulose wurde er am 21. 04.1945 noch von den Kameraden ins Krankenlager überführt, während die übrigen Häftlinge auf den Todesmarsch gezwungen wurden. Trotz der Befreiung des KZs durch russische Truppen und intensiver Pflege verstarb er „als Folge der Haft“ am 13. Juni 1945. Schon Dr. J. Müller nannte ihn „im wahrsten Sinne des Wortes einen Märtyrer und ein Opfer im Kampf gegen die Diktatur“. An diese und andere frühe Zeugnisse seiner Zurechnung zu den Opfern des 20. Juli knüpft der Autor in seiner Erinnerungsgeschichte an (u. a. Petruskapelle Schwandorf), die nun wieder auf breiterer Grundlage zu ihren Wurzeln im Erzbistum Köln zurückgeführt wird. Mit einer breiten Einbettung in den zeitgeschichtlichen Kontext ist es dem Autor, Politikwissenschaftler und Theologen in Bonn gut gelungen, diesen bisher weitgehend unbekanntem Märtyrer aus dem „Aufstand des Gewissens“ im Soldatenstand (Grußwort Militärbischof Dr. Walter Mixa) als Glaubenszeugen der Katholischen Kirche dem Vergessen zur entreißen.

Reimund Haas

Unter uns

Auf ein Wort

Es lohnt sich, über die bekannten, strengen Worte des Abtes Dom Godefroy des Trappistenklosters Citeaux bei Dijon nachzusinnen. In der Zeit unmittelbar nach dem Krieg grüßte er seine Mönche am Morgen mit den Worten: „Passt auf, meine lieben Mönche; man kann, auch wenn man Tag für Tag zum Chorgebet kommt, doch Atheist sein.“ Das sind Worte, die ernst zu nehmen sind, denn diese Gefahr besteht – für alle.

Angelo Comastri
Gott ist Liebe

Bonifatius Verlag, Paderborn 2006, 17

Beharrlich beten

Kindermesse. Das Sonntagsevangelium erzählt vom ungerechten Richter und der hartnäckigen Witwe, die ihr Recht einklagt. Wir sollen beharrlich beten, sagt uns Jesus. Aber wissen die Kinder, was „beharrlich“ heißt? Natürlich nicht. Der Pastor versucht es mit Umschreibungen. „Wer beharrlich ist, ist auch ein bisschen stur. Er macht immer weiter. Er gibt nicht auf.“

Schließlich die entscheidende Frage an die Kinder: „Was will uns Jesus mit dem Gleichnis sagen?“

Ein kleines Mädchen antwortet: „Wir sollen stur weiterbeten.“

Pfr. Hubert Ludwikowski, Pulheim

Engel

Ein fünfjähriger Junge nimmt mit seiner Oma am Kindergottesdienst teil. In der Katechese geht es um die Engel. Auf dem Heimweg fragt der Kleine seine Oma: „Oma, wirst du auch mal ein Engel?“

Die Großmutter darauf: „Ich hoffe – ja.“

Darauf der Kleine wieder: „Oma, können Männer auch Engel werden?“ Die Oma darauf – wie sie zugibt, ein bisschen boshaft: „Ja, aber nur in Ausnahmefällen.“

Der Junge überlegt eine Weile und sagt dann: „Egal. Ich wollte sowieso Gespenst werden.“

Pfr. Hubert Ludwikowski, Pulheim

Inkulturation

Ein Büttnerredner bei der letzten Pfarrsitzung („Der Hausmann“) ließ sich als gut Informierter über die Praxis der Erstkommunion aus. Da das Wort Kommunion viel zu kompliziert sei, habe der einfache Endverbraucher in rheinischen Landen daraus vor Jahren „Komuljon“ gemacht. Die zweite Stufe der Inkulturation sei dann die Wortschöpfung „Kumion“ gewesen. Aber auch das habe noch nicht gereicht. Da wir die Benutzung von Fremdwörtern eindeutig verringern wollten, heiße es heute nur noch „Der Jung geht mit!“.

Wobei der Büttnerredner gestehen musste: Heute weiß aber fast niemand mehr, wohin es geht, wenn es heißt „Der Jung geht mit!“ – Dieses Problem hatten manche Eltern schon vor 20 Jahren. Nachdem die Kinder zu einem Bußkurs eingeladen worden waren, fragte eine Mutter im Pfarrbüro nach, wohin denn der Bus fahren würde!

Wilfried Koch, Diakon

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E